



Sisyphos war ein glücklicher Mensch.

Über:morgen. Qualitäts-Treiber Recherche.

Dokumentation

der Jahreskonferenz netzwerk recherche e. V.

1. und 2. Juli, Hamburg 2011



Ich glaube, es gibt da draußen
genug Informationen,
wenn man sie finden will.

Carl Bernstein (*14. Februar 1944)
2004 in einem Interview mit dem Standard





Sisyphos war ein glücklicher Mensch.

Über:morgen. Qualitäts-Treiber Recherche.

Dokumentation

der Jahreskonferenz netzwerk recherche e.V.

1. und 2. Juli, Hamburg 2011



Wir danken für die Unterstützung:



Für die inhaltliche Mitwirkung danken wir:



Reporter**FORUM**

:Freischreiber

Berufsverband
freier Journalistinnen
und Journalisten



Reden

- 7 **netzwerk recherche – Begrüßung** | *Lutz Marmor*
- 9 **Rede zur Lage des Journalismus** | *Frank A. Meyer*
- 14 **Die Steine des Sisyphos** | *Günter Grass*
- 18 **Laudatio zur Verleihung der Verschlussenen Auster an EnBW, E.ON, RWE und Vattenfall**
Heribert Prantl
- 22 **Gegenrede der Preisträger zur Verleihung der Verschlussenen Auster** | *Guido Knott*

Debatte

- 24 **Günter Grass und die Steine des Sisyphos** | *Gesa Wicke*
- 26 **Fantastische Medien in einem glücklichen Land?** | *Jannik Jürgens*
- 28 **Opfer der vierten Gewalt** | *Jenny Kallenbrunnen*
- 30 **Mainstream-Meinung in Gefahr? Die Skepsis der Redaktionen vor den Migranten...** | *Yvonne Nadler*
- 31 **Gute Zeiten, schlechte Zeiten** | *Christian Palm*
- 33 **Erlebte Rede** | *Sara Sundermann*
- 35 **Was fehlt: ein Konzept für die Zukunft** | *Stefanie Stahlhofen*
- 37 **Knackige Sätze** | *Helge Dickau*
- 39 **Mehr Gewichtung – weniger Lücken** | *Ann-Kathrin Wetter*
- 41 **„Journalisten sind die Feinde, die wir lieben“** | *Michael Feuersenger*
- 42 **Eigentlich toll – oder?** | *Yaena Kwon*
- 44 **Arabische Balkon-Revolution** | *Armin Peter*
- 46 **Sag mir, wo die Heteros sind** | *Christine Kensche*
- 48 **Gute Laune, schlechte Laune** | *Marc Patzwald*
- 49 **Alles soll so bleiben – nur ganz anders** | *Alexander Rackow*
- 50 **„Warum schreibt Ihr das nicht!?“** | *Malte Peters*
- 52 **EHEC: Ein dankbares Thema** | *Peter Jagla*
- 54 **Wo die Schraube überdreht ist** | *Hendrik Maaßen*
- 55 **Oasen in Bericht-Wüsten** | *Cornelia Lütke-meier*
- 56 **Mehr Raum für Wutbürger und schräge Formate** | *Ina Vollmer*
- 58 **Dienstleister statt Aufklärungsfabrik** | *Fabian Gartmann*

Erzählcafé

- 61 **Von gefährlichen Kopplungen** | *Hendrik Maaßen*
- 62 **Medialer Totalausfall** | *Miriam Keilbach*
- 63 **„Alles begann mit einem Gerücht“** | *Janina Kirsch*
- 64 **Wider den Pressestellenjournalismus** | *Franziska Schmidt*
- 66 **Die guten Menschen von Gütersloh** | *Felix Krämer*
- 67 **Von betrogenen Kleinanlegern und ausgebeuteten Angestellten** | *Marie Fleischhauer*
- 68 **Wichtig ist, dass man drüber redet** | *Christian Mehrmann*

Dokumentationen



Die Dokumentationen

**nr-Werkstatt:
Die Einsteiger**

**nr-Werkstatt:
Online-Journalismus**

**nr-Werkstatt:
Presserecht**

**nr-Werkstatt:
Getrennte Welten?**

können kostenfrei gegen einen adressierten und ausreichend frankierten Rückumschlag (DIN C5, 1.50 Euro) beim netzwerk recherche bezogen werden.

Bezugsadresse:
netzwerk recherche e.V.
Geschäftsstelle
Josetti-Höfe,
Rungestraße 22-24,
10179 Berlin

www.netzwerkrecherche.de
info@netzwerkrecherche.de



- 69 **Anekdoten statt Attacken** | *Cornelia Lütke-meier*
- 70 **Die Angst vor der Schwelle** | *Marcus Schuster*

Recherchepraxis

- 72 **Adé, einsame Schreibstube** | *Urs Spindler*
- 73 **„Bei Millisievert hätte mein Engagement aufgehört.“** | *Julia Brömse*
- 74 **Hallo, Hospitanten!** | *Katrin Kampling*
- 75 **Keine Antwort ist auch eine Antwort?** | *Felix Krämer*
- 76 **Was tun, wenn Ämter schweigen?** | *Katharine Linges*

Lessons

- 79 **Mit Packpapier zum Täterprofil** | *Matthias Glötzner*
- 80 **„Why Sample When You Can Monitor All?“** | *Swantje Unterberg*
- 81 **„Unsere Erfolgsaussichten sind nicht groß“** | *Julia Kottkamp*
- 82 **Die Akten der Anderen** | *Christian Mehrmann*
- 83 **Auf der Spur der Sprossen** | *Tobias Langenbach*

Internationales

- 85 **Israels Rolle in den deutschen Medien** | *Ronja von Wurmb-Seibel*
- 86 **„Haben Sie sich heute schon zensiert gefühlt?“** | *Julia Neirich*
- 87 **Die Geschichte hinter der Geschichte** | *Marc Patzwald*
- 88 **In 60 Minuten um die Welt** | *Andra Wöllert*
- 89 **Journalisten zwischen Anklage und Abseits** | *Lukas Augustin*
- 91 **Wer hat den Fußball umgebracht** | *Jannik Tille*
- 92 **Statistikjagd auf die italienische Mafia** | *Fabian Gartmann*

Computer & Recherche

- 93 **Leichtes Spiel für Datendiebe** | *Bastian Mojen*
- 94 **„Ich kann Ihnen sagen, Sie finden viel“** | *Mona Stephan*
- 95 **„Das Internet ist keine Einbahnstraße“** | *Malte Brenneisen*
- 97 **Nackt im Netz** | *Merlin Scholz*
- 98 **Wunder-Erdbeeren auf dem Prüfstand** | *Annika von Hollen*
- 100 **„Wie eine Impfung“** | *Laura Fölmer*
- 101 **Von der Wetterkarte bis zur Bomben-Grafik** | *Wiebke Ebbing*
- 103 **Jagd nach der fremden Quelle** | *Josefin Rosenkranz*
- 104 **Impressum**



Begrüßung

Lutz Marmor



Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,

auch von mir herzlich willkommen zur Jahrestagung von
Netzwerk Recherche, herzlich willkommen im NDR!

So lange es Netzwerk Recherche gibt, so lange ist der NDR
Gastgeber dieser Konferenz. Ich freue mich, dass diese
Tagung Jahr für Jahr stattfindet. Eine Tagung ohne kommer-
ziellen Hintergrund, von Journalistinnen und Journalisten
für Journalistinnen und Journalisten. Dieses Engagement
zehn Jahre lang aufrecht zu erhalten, ist eine große Leistung
und eine wirkliche Erfolgsstory. Kompliment an alle, die
daran mitwirken!

Das öffentlich-rechtliche muss sich stets zur Diskussion
stellen, hinterfragen und seine Legitimation und Bedeutung
für den öffentlichen Diskurs begründen. Das geschieht seit
10 Jahren auch auf den Jahreskonferenzen von Netzwerk
Recherche. Wir sind gerne Ihr Gastgeber, weil hier mit großem
Ernst um die Sache gestritten wird.

Der NDR stellt die Räumlichkeiten und die Infrastruktur
zur Verfügung. Zudem sorgen wir dafür, dass Sie nicht
nur reden, streiten und diskutieren, sondern auch etwas
zu essen bekommen. Der NDR mischt sich nicht in die
Gestaltung des Programms ein! Das wäre für uns die rote
Linie.... Mir ist wichtig, dass Sie das wissen. Zumal es in
diesem Jahr Diskussionen um die Einladung von Carsten
Maschmeyer gab.

Wie das Programm der Jahrestagung von Netzwerk Recherche
aussieht, erfahre ich wie Sie alle kurzfristig aus dem Internet.
Meistens ist am Tag der Konferenz ja doch vieles anders als
angekündigt – wie heißt es im Programmheft von Netzwerk
Recherche: Aktualität geht vor Realität! Das ist auch dieses
Jahr wieder der Fall. Zu den spannenden aktuellen Debatten
gehört zur Zeit sicher die Klage der Verlage gegen die App
der Tagesschau. Darum wird es unter anderem im Streit-
gespräch zwischen Jakob Augstein und Claudius Seidel
heute Nachmittag gehen. „ARD und ZDF abschaffen oder
retten“, heißt die Diskussion.

Ich bin übrigens gegen beides. Gegen abschaffen – das wird
Sie nicht überraschen – aber auch gegen „retten“. Wir müssen
nicht gerettet werden. Die ARD steht – wie ich finde – gut da.
Zwar liegt RTL nach Einschaltquoten vorn. Fragt man aber
die Menschen, auf welches Programm sie am wenigsten
verzichten können, nennen sie mehrheitlich das Erste. In
den Feuilletons ist oft zu lesen, die öffentlich-rechtlichen
und privaten Programme seien kaum noch unterscheidbar.
Ich bin mir manchmal nicht sicher, wie viel Privatfernsehen
die Medienjournalistinnen und -journalisten überhaupt
sehen können. Eine Studie hat gerade wieder gezeigt, dass
die Zuschauerinnen und Zuschauer – und ich bitte Sie um
Verständnis, dass es uns auf die letztlich ankommt – zwischen
den Sendern große Unterschiede erkennen. Dem Ersten
Programm werden die beste Informationsleistung und die
größte Bedeutung für die öffentliche Willensbildung be-
scheinigt. Unsere Korrespondenten werden ebenso positiv
beurteilt wie unsere Glaubwürdigkeit. Spaß und gute Laune
sehen die Menschen dagegen eher bei den privaten Sendern,
genauso wie die Fixierung auf Einschaltquoten. Eine Annähe-
rung der öffentlich-rechtlichen und privaten Sender lässt
sich aus dieser Studie beim besten Willen nicht herauslesen.

Das Erste hat den Informationsanteil in den letzten Jahren
ausgeweitet. Rund 40% des Programmes entfallen laut
Programmanalyse des Institutes für empirische Medien-
forschung bei ARD/Das Erste auf Information. Unser Auftrag
beschränkt sich allerdings nicht auf ein Kernangebot von
Nachrichten, Kultur und Bildung. Wir sind aufgefordert, die
gesamte Bandbreite anzubieten: dazu gehört auch Unter-
haltung. Wir wollen die Menschen erreichen und uns nicht
in eine intellektuelle Nische der Bedeutungslosigkeit
abdrängen lassen. Aber auch unsere leichten Formate unter-
scheiden sich von denen privater Sender: Scripted Reality
und andere Krawallformate haben bei uns keinen Platz. Das
wird auch so bleiben!

Liebe Kolleginnen und Kollegen, wie wichtig Recherche ist, brauche ich Ihnen hier auf der Jahrestagung nicht zu erzählen. Erneuern möchte ich das Bekenntnis des NDR zu investigativer, kritischer Berichterstattung. Ich fordere von unseren Journalistinnen und Journalisten, dass sie sich die Mühe machen, eigene Geschichten zu finden, kritisch nachzufragen und Missstände aufzudecken. Investigative Redaktionen sind wichtig. Recherche darf aber nicht ausschließlich in einen Reporterpool verlagert werden. Recherche ist nicht die Kür, es ist die Pflicht eines jeden Reporters. Journalismus ohne Recherche ist kein Journalismus!

Der NDR hat – das ist zumindest mein Eindruck – in den letzten Jahren an publizistischer Relevanz gewonnen. Beispiele dafür sind sowohl unsere Filme über KIK und den AWD, „Aghet“, „Sexobjekt Kind“ oder „die Lügen vom Dienst“ als auch die Recherchen von NDR Info und viele Berichte unserer regionalen Programme mit Recherchen aus den jeweiligen Ländern.

Demokratie ohne unabhängigen und streitbaren Journalismus ist nicht vorstellbar. Ich bin froh, dass wir mit unserem Bekenntnis zum investigativen Journalismus nicht alleine stehen. Trotz aller Klagen: ich finde, wir haben hervorragende Zeitungen, Fernseh- und Radiosender in diesem Land. Gerade in schwierigen Zeiten sollten die Qualitätsmedien zusammenstehen – wir profitieren wechselseitig voneinander und sitzen in der Auseinandersetzung mit Konzernen wie Google, Apple und Telekom, die nicht für kritische Inhalte stehen, in einem Boot. Ich werbe deshalb für Kooperation statt Konfrontation. Wir haben einer ganzen Reihe von Verlagen die Tagesschau in 100 Sekunden und andere Bewegbilder für ihre Internetseiten angeboten. Das Angebot gilt weiterhin! Auf Chefredakteursebene waren die Gespräche durchaus konstruktiv. Leider sind die Kooperationen in vielen Fällen dann doch nicht zustande gekommen. Die Gründe lasse ich mal dahingestellt.... Stattdessen klagen jetzt acht Verlage gegen die Tagesschau App. Ich bedaure das. Ich würde es begrüßen, wenn die Verleger – bei allen notwendigen Auseinandersetzungen – mit uns gemeinsam versuchen würden, Journalismus und Informationskompetenz im Dienste der Demokratie zu stärken, als gegen uns zu arbeiten. Wir haben mehr gemeinsames als trennendes!

Eine Tagesschau App wird das Geschäft der Verlage nicht beeinträchtigen, davon bin ich überzeugt. Schauen Sie in die USA – dort geht es den Zeitungen sehr viel schlechter als hier, obwohl der öffentlich-rechtliche Rundfunk sehr schwach ist. Die Tagesschau App ist nicht mehr als ein weiterer Ausspielweg für Inhalte, die wir ohnehin produzieren.

Die Klage hat das Interesse übrigens noch einmal deutlich steigen lassen. Vor der Klage hatten wir 1,7 Mio Downloads der App, jetzt sind es fast 1,9 Millionen.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, ich möchte dieses Forum nicht missbrauchen, um Ihnen einseitig meine Sicht der Dinge zu schildern. Es zeichnet diese Veranstaltung aus, dass beide Seiten auf den Podien vertreten sind, so dass sich ein konstruktiver Dialog entwickeln kann.

Wenn ich mir diesen Saal so ansehe, sind Sie nicht so einsam wie Sisiphos, der seinen Stein ganz alleine den Berg hinaufwälzen musste. Ich halte Sisiphos übrigens nicht für einen glücklichen Menschen! Anders als Albert Camus kann ich mir nicht vorstellen, dass das vergebliche Wälzen eines Steines eine Existenzerfüllung darstellt. Und so vergeblich wie das Hinaufrollen eines Steines ist der Journalismus doch nicht!

Vor unserem ersten Film hat ein Großteil der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von KIK 5,00 Euro pro Stunde verdient und kein Krankheitsgeld erhalten. Nach dem ersten Film bekamen diese Beschäftigten 6,50 Euro plus Krankheitsgeld und nach dem zweiten Film 7,50 Euro plus Krankheitsgeld. Der Stein bewegt sich doch. Journalismus wirkt!

Unsere Demokratie funktioniert auch deshalb, weil es unabhängige kritische Medien gibt, weil es Journalisten gibt wie Sie, die ihre Wächterfunktion ernst nehmen und Journalismus als etwas begreifen, das über das Geldverdienen hinausgeht.

Genau wie bei Sisiphos aber gibt es kein Ziel, das zu erreichen wäre. Journalismus kann, so wie die Wissenschaft oder die Philosophie nie letzte Gewissheit bieten. Die Neugierde, das Streben, das skeptische Hinterfragen – all das kann Quelle glücklichen Schaffens sein.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine glückliche Tagung – mit guten Gesprächen und spannenden Diskussionen. Der NDR ist gerne Ihr Gastgeber und ich biete Ihnen jetzt schon für das nächste Jahr unsere Unterstützung an.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Rede zur Lage des Journalismus

Frank A. Meyer



Liebe Kolleginnen und Kollegen,
sehr verehrte Damen und Herren,

Was ist das Mantra dieser Veranstaltung? Das Mantra, um das es bei dieser Rede geht, lautet: Recherche, Recherche, Recherche. Recherche ist auch mein Zauberwort, mehr noch: Es stand am Anfang meiner Initiation als Journalist.

Damals in den frühen sechziger Jahren war das Handwerk des Recherchierens noch nicht identisch mit dem journalistischen Handwerk. Parteilich ausgerichtete Zeitungen beherrschten die Presselandschaft. Aber wir jungen Schweizer Journalisten lasen den Spiegel. Und wir entdeckten darin das Wort Recherche. Und damit entdeckten wir, dass man wichtige Menschen des öffentlichen Lebens anrufen und befragen kann, ja befragen muss. Und dass man überhaupt gezielt nachforschen kann, nach den Hintergründen von Politik, Wirtschaft und Kultur.

Wie das so war, möchte ich Ihnen in einer kurzen Anekdote schildern: Es muss 1964 oder 1965 gewesen sein und ich 20 oder 21, da erdreistete ich mich, wegen einer Auskunft den Generalstabschef der Schweizer Armee anzurufen – und zwar abends um 21 Uhr. Mir war mulmig dabei. Ich wusste, so etwas gehört sich nicht, schon gar nicht nach 18 Uhr. Ich rief trotzdem an, weil ich doch auch ein bisschen Spiegel-Journalist sein wollte. Der Generalstabschef der Schweizer Armee – damals noch eine der größten Landarmeen Europas – verlor komplett die Fassung: So etwas sei ihm noch nicht untergekommen, blaffte er mich in

Kasernenhof-Ton an; was ich mich erfreue; und überhaupt: wer ich denn sei; ich habe keinen Anstand; seine Familie wolle ihre Ruhe. Doch dann gab er mir die Auskünfte, die ich brauchte.

Die Anekdote klingt in den Ohren jüngerer Kollegen wohl wie erfunden. Aber so war es wirklich vor fast einem halben Jahrhundert. Inzwischen ist Recherchieren selbstverständlich.

Doch wenn ich das so sage, zögere ich. Ist Recherchieren wirklich selbstverständlich? Und was verstehen wir unter Recherchieren?

Der Begriff ist der französischen Sprache entnommen. Ich habe zum französisch-deutschen Dictionnaire gegriffen und recherchiert. Recherchieren bedeutet danach: wiedersuchen, aufsuchen, forschen nach etwas, streben nach etwas, trachten nach etwas, aber auch den Umgang suchen oder entgegenkommen. Recherchieren ist der Schlüsselbegriff des Journalismus.

Doch sind wir tatsächlich beseelt in unserer Arbeit von einem so umfassenden Verständnis des Recherchierens? Was tun wir, wenn wir recherchieren? Wir recherchieren die neuesten Sätze von Angela Merkel, die neuesten Zahlen des griechischen Debakels, die neuesten Trends der Dax-Unternehmen. Wir recherchieren von Minute zu Minute. Wir hängen am Tropf der Information, die wir anreichern mit dem, was wir bei Wikipedia finden und über Google zuge liefert bekommen. Die Schnelligkeit der Recherche ist unser Berufsstolz.

Wir fühlen den Puls der Zeit. Ja wir s i n d der Puls der Zeit.

Jeden Abend, wenn ich koche, richte ich es so ein, dass ich dabei die Nachrichten von Deutschlandradio höre, neben mir liegt mein Blackberry, der mir mit Blinken signalisiert, dass es etwas Neues gibt, im Salon läuft n-tv, um 19 Uhr im ZDF heute.

Während dieser Rede, meine lieben Kolleginnen und Kollegen, bin ich quasi auf Entzug.

Trotz meiner Abhängigkeit vom Stoff, der unser Journalistenleben bestimmt, habe ich lichte Momente. Und da befallen mich dann doch Zweifel: Werden wir dem Wert „recherchieren“, im Sinne von wiedersuchen und nachforschen, wirklich gerecht? Oder verengen wir den Begriff allzu sehr

und manchmal auf fatale Weise auf das Nächstliegende, auf die Verfolgung der minütlichen, stündlichen, täglichen Ereignisse? Die elektronischen, vor allen die digitalen Medien zwingen uns die Geschwindigkeit auf. Wer nicht mithält, den bestraft der Markt. Das permanente Jetzt, Jetzt, Jetzt unterwirft unseren Beruf einer geradezu darwinistischen Auslese: Der Schnellere ist der Stärkere, der Stärkere, weil Schnellere überlebt. Längst sind wir kampfgestählt in diesem Verdrängungsprozess.

Doch was muten wir unseren Lesern zu?

Ja, betrachten wir uns einmal von außen. Für die Bürgerinnen und Bürger, für die Gesellschaft, für die Politik, für die Wirtschaft bestimmen wir die Zeit. Denn *w i r* bestimmen den Takt, in dem die Ereignisse ablaufen. *W i r* sind es, die den Ereignissen Zeit geben, eine Zeit einräumen; in der Aviatik nennt man das: einen Slot zuteilen. Eine Minute, eine Stunde, einen Tag, eine Woche. Das auf die Menschen Einstürzende – das Bestürzende –, das sind *w i r*. Denn *w i r* bringen es hervor und es liegt in *u n s e r e r* Macht, das aktuelle Spiel abzupfeifen, um ein neues anzupfeifen.

Das ist unser Problem. Und das Problem der Menschen mit uns: Wir sind großartige Leistungsträger der totalen medialen Vernetzung dieser Zeit und dieser Welt, wir sind omnipräsent rund um die Uhr und rund um den Globus. Wer aber omnipräsent ist, erweckt auch rasch den Eindruck der Omnipotenz – übermächtig zu sein, eine Macht zu sein, der Leser, Zuhörer und Zuschauer, Bürgerinnen und Bürger ausgeliefert sind.

Wenn wir Journalisten früher von Macht sprachen, meinten wir immer die Macht der Anderen, die Macht der Wirtschaft oder die Macht der Politik oder die Macht der Kirche. Die Mächtigen waren immer die Anderen. Nie wir! Wir betrachteten uns ganz selbstverständlich und nicht ohne Stolz als Kontrolleure der Macht und als deren Widersacher, im Falle autoritärer Macht natürlich als Feinde von Despoten und Diktatoren. Denn wir waren – wir sind – die Guten.

Doch unsere totale Präsenz im Leben der Menschen hat aus uns Mächtige gemacht, eine Macht, die manche als größte Macht von allen empfinden. Es ist die Macht über die Slots der Ereignisse, über das Stakkato der Zeit. Die beschleunigte Zeit ist unsere Schöpfung.

Beschleunigte Zeit aber bedeutet, dass der ganz einfache Mensch, der morgens zur Arbeit geht, vorher noch sein Kind in die Schule bringt, am Abend müde nach Hause kommt, sich um private Dinge kümmert, sich Sorgen macht um seine Familie, um sein berufliches Fortkommen, um die Schulnoten seiner Kinder – dass dieser ganz normale Mensch durch uns völlig überfordert ist.

So viele Katastrophen, wie wir herbeischreiben – von den Eisbären, denen demnächst das Eis fehlt, über die ölverklebten Wasservögel bis zur Seuche Ehec – können Normalbürger gar nicht konsumieren.

Wenn ich sage konsumieren, dann sage ich bewusst nicht: begreifen. Doch darum ginge es gerade: Dass die Menschen begreifen. Nehmen Sie dieses Verb auseinander. Lassen Sie die erste Silbe weg und das Verb wird ganz sinnlich: greifen. Etwas mit Händen greifen können. Einen Vorgang mit den Händen greifen können, ihn förmlich haptisch spüren. Das wäre doch, was wir möglich machen müssten.

Wir stellen – noch so eine Katastrophe – mit Sorge fest, dass immer mehr Menschen sich der Beteiligung an der Demokratie verweigern: die Nichtwähler. Wir suchen die Ursache bei den Politikern. Was machen die Politiker falsch? Wir bemängeln, messerscharf, das Fehlen von Charisma, von Entscheidungsfreude, von Überzeugungskraft.

Das ist nicht falsch. Doch in Wahrheit gehören die Politiker zum Spiel, dessen Tempo und auch Regeln wir mit unserer zeitsetzenden Macht bestimmen. Der Klick ist unser Kick. Wir wählen auch die Protagonisten der Gesellschaft danach aus: Wer Klicks generiert, genießt unsere Aufmerksamkeit. Die Langsameren, die Bedächtigeren – die Nachdenklicheren! – aus Politik, Wirtschaft und Kultur, fallen aus unserem nervösen Aufmerksamkeitsraster.

Nervös sind wir. Hypernervös.

Hypernervös sind deshalb die Menschen, hypernervös ist die Gesellschaft.

Sind hypernervöse Zeiten gute Zeiten?

Ich glaube es ist Zeit, zu entschleunigen. Wer aber kann entschleunigen? Die Herren der Zeit. Also wir. Und wie können wir entschleunigen? Indem wir den Begriff der Recherche so umfassend wie möglich interpretieren. Dazu müssen wir die Zeit als Raum zurückerobern. Es gibt dafür ein wunderbares Wort: Denkpause. Leider wird dieser Begriff oft falsch interpretiert. Als Pause vom Denken. Gemeint ist aber die Pause *f ü r s* Denken. Dazu brauchen wir in unseren Redaktionen Pausenzeiten und Pausenräume: die Möglichkeit, nachzudenken und zu recherchieren im Sinne von Nachforschen – Nachforschen in unseren Gedanken: Denn was uns zur Aktualität gleich in den allerersten Sekunden einfällt, ist ja wohl nicht das Einzige, was es dazu zu sagen gibt

Wenn ich schon bei Beispielen bin, gebe ich Ihnen ein inzwischen schon klassisches: Das Versagen der Medien in der Finanzkrise.

Noch heute wundern sich Kollegen aus Wirtschaftsredaktionen, weshalb ihnen denn nichts aufgefallen ist an der pervertierten Entwicklung der globalisierten Finanzwirtschaft in

den neunziger Jahren. Sie grübeln: Warum haben wir die windigen Derivate nicht durchschaut, ebensowenig das faule US-Hypothekengeschäft, oder den skrupellosen Handel mit Unternehmen, die gekauft wurden, um sie zu filettieren und anschließend als Einzelteile lukrativ weiter zu verkaufen. Warum fanden wir das alles in Ordnung, ja sogar toll und effizient und sahen es als Ausdruck höchster Managementkunst? Warum, warum, warum?

Was die Welt in die Finanzkrise führte, war mit Recherchearbeit, die sich lediglich aufs Wirtschaftliche beschränkt, gar nicht vorauszusehen. Es wäre nur zu erkennen gewesen, wenn die Journalisten ihren Blick geweitet hätten; wenn sie das Recherchieren als Nachforschen und Erforschen betrieben hätten; wenn sie verstanden hätten, dass das Treiben in London und New York und Zürich nicht nur von wirtschaftlicher, sondern ebenso von gesellschaftlicher, ja von kultureller Bedeutung war – und immer noch ist.

Die Wirtschaftsjournalisten hätten gewissermaßen den kulturell-politischen Blick haben müssen, den Blick fürs Ganze. Dann hätten sie auch rechtzeitig – und nicht erst nach dem Crash! – erkannt, dass die fundamentalistische Ideologie vom Markt, der alles regelt, der belohnt und bestraft, dem also göttliche Bedeutung zugeschrieben wird: dass dieser Ökonomismus nichts anderes war und nichts anderes ist als ein Marxismus mit umgekehrten Vorzeichen: Statt alles d u r c h den Staat, alles g e g e n den Staat.

Ich habe – erlauben Sie mir ein klitzekleines Selbstzitat – 1997 über eine meiner Kolumnen den Titel gesetzt: „Vom Marxismus zum Marktismus.“ Dafür wurde ich von einem Schweizer Wirtschafts_magazin des musealen Ökonomie-Verständnisses bezichtigt – von hoch oben herab, wo ja damals die Wirtschaftsjournalisten zu thronen pflegten.

Es war rechtzeitig möglich zu sehen, wohin uns die neoliberalen Hybris führte – diese leere Lehre, die so wunderbar passt für die betriebswirtschaftlichen Simpel, die gestern, heute und wohl leider auch morgen zahlreiche Chefetagen bevölkern.

Das Versagen der Medien in der Finanzkrise wäre durch Recherche zu vermeiden gewesen: durch das Streben danach, die Ereignisse, die Entwicklung, die Zeit kulturell zu verstehen.

Nur wer vor 2008 von den kulturellen Werten ausging, die unsere Gesellschaft immer noch, und hoffentlich in alle Zukunft zusammenhalten, hatte und hat auch heute den Blick für die Zerstörung der Werte durch eine völlig amoralische Ideologie. Das klingt hart. Aber das soll es auch.

Wir sind nicht fertig mit der Finanzkrise. Und die Finanzkrise ist nicht fertig mit uns. Die Täter höhnen heute über die Staaten und über die Steuerbürger, durch die sie gerettet wurden.

Übrigens waren es ja nicht nur die Wirtschaftsjournalisten, die sich dem Größenwahn dieser „Masters of the Universe“ hingegeben haben. Auch die politischen Journalisten und die People-Journalisten feierten die neuen Machthaber. Alles, was damals groß schien, wurde großartig dargestellt.

Es liegt eine Zeit der Gigantomanie hinter uns Medienmachern. Die Zeit der größten Gewinne, der größten Mergers, der größten ökonomischen Imperien, von den größten Wirtschaftsführern erobert und mit größter Kühnheit – heute wissen wir mit größter Vermessenheit – noch größer gemacht. Es war auch die Zeit des größten Luxus: der größten Gehälter, größten Villen, größten Geländewagen, größten Yachten, größten Partys.

Wir schwelgten mit in diesem Größenwahn. Geschmeichelt, wenn wir dabei sein durften, wenn wir mit einem der Allergrößten, mit einem dieser Riesenmänner, zu Tische sitzen durften. Die Verleger lancierten Hochglanz-Hofzeitschriften für den neureichen Geldadel, denn nach Adel dürstet es die Deutschen ja allemal. Vanity Fair und Park Avenue hießen die Huldigungsblätter.

Was all dies für die ganz normalen Menschen bedeutete, das hat uns doch wenig gekümmert. Wir machten sogar die Diffamierung dieser ganz einfachen, dieser ganz normalen Menschen mit. Indem wir zum Beispiel Arbeitslosigkeit plötzlich als individuelles Versagen denunzierten, nicht mehr als Versagen der Gesellschaft. Jeder Bürger hatte die Pflicht, eine Ich-AG zu sein, sogar der Staat sollte wie ein Wirtschaftsunternehmen geführt werden. Über Politiker, die es anders wollten, haben wir uns amüsiert, im harmlosesten Fall.

Sind wir heute weiter mit unserer Recherche, mit unserer „Recherche du temps perdu“? Denn es war ja verlorene Zeit. Nicht einmal die Aktionäre gewannen dabei, sondern wurden ärmer. Und die Volkswirtschaft ebenfalls. Allein die Hütchenspieler der Finanzwirtschaft wurden durch ihre maßlosen Boni reich und reicher.

Decken wir diese Zusammenhänge heute auf, wenn wir über Griechenland, über die unzuverlässigen und trägen und sonnenverwöhnten Hellenen reden?

Ich glaube, einiges hat sich doch verbessert. Jedenfalls hier in Deutschland, wo ich nicht nur den Vorzug Berlins genieße, jeden Tag fünfzig interessante Events zu verpassen, sondern wo ich in Zehlendorf auch meine Steuern zahle.

Ich weiß, ich weiß, sie alle zieht es in die Schweiz, das Sehnsuchtsland der Deutschen. Und auf der Autobahn gegen Basel herrscht Gedränge. Ich bin der Gegenverkehr. Bei meiner Übersiedlung hatte ich angenommen, die anderen seien die Geisterfahrer, doch nein, der Geisterfahrer war ich.

Trotz fortschreitender Integration pflege ich immer noch einen Blick von außen auf die deutschen Verhältnisse, vor allem auf die deutschen Medien. Ich habe die großen gesellschaftlichen Debatten der vergangenen 12 Monate mit größter Aufmerksamkeit verfolgt, vorab und täglich frühmorgens in sechs Zeitungen: die Sarrazin-Debatte, die Guttenberg-Debatte und die AKW-Debatte.

Ich möchte einige Tageszeitungen nennen, die mich dabei ganz besonders beeindruckten. Die „Süddeutsche Zeitung“ natürlich, mit ihren Denk- und Wortkünstlern Kister oder Prantl; die „Frankfurter Allgemeine“ mit ihrer kategorischen Forderung nach bürgerlicher Tugend im Fall Guttenberg; „Die Welt“ mit ihren journalistischen Einfällen, quer zum Strom, manchmal gegen den Strom. Aber auch die Berliner Blätter, zum Beispiel der „Tagesspiegel“ mit seinem bösprezisen Castorff. Doch was wäre die deutsche Zeitungswelt ohne „Die Zeit“? Einst hanseatisch säkular, heute eher religionssüchtig, doch immer noch ein intellektuelles Paket, wie man es in andern Demokratien vergebens sucht. Schließlich „Der Spiegel“. Vielleicht bin ich hier sein ältester Leser: Ich begann mit der Lektüre im Alter von 16 Jahren und habe seither kaum eine Nummer verpasst. „Der Spiegel“ gehört zu meinem ganz persönlichen Bildungsroman.

Ich könnte, ich müsste noch so viele Titel, Formate und Kollegen nennen, auch aus den elektronischen Medien, zum Beispiel das Magazin „report aktuell“ der ARD, oder Klaus Richter mit dem Magazin „Frontal“ des ZDF.

Deutschland kann stolz sein auf die Vielfalt seiner Medien. Aber ich füge ich sogleich hinzu: Sie alle tragen große Verantwortung für diese Medien-Landschaft, die wir in der Schweiz – knorrige Bergler, wie wir uns so gern sehen – als „Bannwald“ bezeichnen: als „Bannwald der Demokratie“. Der Bannwald hält die Lawine ab.

Der Begriff „Bannwald“ trifft die Sache. Die Demokratie bedarf des Schutzes. Nicht nur der Verteidigung, wenn sie akut bedroht wird, sondern der stetigen Hege und Pflege.

Wir bestimmen nicht nur das Tempo der total vernetzten Nachrichtengesellschaft, wir bestimmen auch die Themen und die Debatte über diese Themen. Und schließlich bestimmen wir, wie tief eine Debatte greifen soll.

Mit der Debatte meine ich nun wahrlich nicht den Laber-Zirkus der endlos und Tag und Nacht aneinander gereihten Talkrunden – an denen auch ich gelegentlich mit Lust teilnehme (in der Schweiz moderiere ich sogar eine eigene). Ich meine die Debatte dort, wo sie in Reflexion umschlägt: in den gedruckten Medien.

Wir alle wissen: Schreiben für die Zeitung oder für die Zeitschrift bedeutet: Anhalten. Der Schreibprozess, der dann

auch schwarz auf weiß bestehen muss, ist verbunden mit Verlangsamung, mit Zögern, mit Nachdenken, mit Verwerfen, mit Korrigieren, mit Neuansetzen, sogar mit Ängsten vor dem leeren Bildschirm – früher war es das leere Blatt. Ein schreckliches Handwerk. Ein wunderbares Handwerk. Wenn das Werk vollbracht ist.

Dies ist das Wesen der Zeitungs- und Zeitschriftenkultur: Der Schreiber erforscht – recherchiert – seinen Gegenstand. Er erforscht sogar sich selbst, nämlich seinen Standpunkt. Er erforscht sogar sein Vokabular. Seine Tonalität. Er ist ganz verbunden mit diesem kreativen Prozess. Schreiben bedeutet Denken. Allein schon daran zu denken, dass das Geschriebene gedruckt wird, fordert die Vertiefung des Denkens, seine Ausweitung.

Online, das schnellste Medium ist auch das flüchtigste. Es verfügt zwar sehr wohl über Qualitäten: in der Nachricht. Es bildet den ständigen Nieselregen der News, der auf den Konsumenten niedergeht, ihn nervös und hypernervös macht, wie es eben ein Eisregen stets tut.

Der gedruckte Journalismus – nicht der ausgedruckte – fügt die Informationspartikel, die kein Bürger mehr überblickt, so zusammen, dass daraus Ordnung wird. Ordnung des Denkens und des Wissens.

Ich habe mich als Zeitungsleser sehr delektiert an der Guttenberg-Debatte. Weil es dort um mehr ging als um die gefälschte Doktorarbeit, was ja nur dank des Internets so präzise zu eruieren war. Es ging sogar um sehr viel mehr. Nämlich um unverzichtbare Grundsätze und Tugenden – um die Kultur unserer bürgerlichen Gesellschaft.

Die deutschen Printmedien haben diese Herausforderung vorzüglich gemeistert: durch Berichterstattung, Analyse, Wertung, auch Empörung und Polemik, was ja nun alles zum Journalismus in einer freiheitlichen Gesellschaft dazugehört.

Aber das ist inzwischen schon bundesrepublikanische Geschichte.

Gegenwärtiger ist ein Phänomen, das wir „Wutbürger“ nennen und das weit über den Protest gegen Stuttgart 21 hinausgeht. Denn man kann die jungen Menschen, die in Griechenland, in Spanien, in Italien, auch in Frankreich auf die Straße gehen, um ihrer Empörung über die herrschenden Verhältnisse Ausdruck zu geben, auch zu dem zählen, was in Deutschland „Wutbürger“ heißt.

„Wutbürger“ ist allerdings das falsche Wort. Denn es reduziert den Widerstand von Bürgerinnen und Bürger, zumal von jungen Menschen auf deren Emotionen. Ich glaube, dass die Menschen auf der Straße nicht nur wütend sind, sondern sich sehr wohl Vieles überlegen. Übrigens haben wir das

soeben sehr exemplarisch in Italien erlebt, wo vor allem junge Leute dem Regime Berlusconi in drei Referendumsfragen eine vernichtende Abfuhr erteilten. Sie wurden von keinem Politiker angeführt. Sie haben das Richtige und Wichtige aus sich heraus getan.

Dieser europäische Widerstand muss unser Thema sein. Nicht jetzt, jetzt, jetzt und abgehakt, weil ja die Sommerpause bevorsteht. Denn es geht bei der demokratischen Unruhe, die Millionen Europäer erfasst hat, nicht mehr um das, was auf Französisch so treffend als *politique politicienne* – als Politiker-Politik – umschrieben wird. Es geht um viel mehr. Es geht um die Kultur unserer europäischen Gesellschaft. Um die politische Kultur, um die wirtschaftliche Kultur, um die Werte, die Politik und Wirtschaft bestimmen, oder eben leider nicht mehr bestimmen – und deshalb erneut zu bestimmen wären.

Da müssen wir hinsehen, am besten hingehen. Mit Wikipedia und Google allein lässt sich dieses Phänomen nicht recherchieren. Man muss es spüren. Man muss zusammensitzen mit dem Demonstranten. Man muss nächtelang mit ihnen reden. Man muss sie reden lassen. Man muss sie erforschen, ergründen – recherchieren!

Sehr verehrte Damen und Herren,
Ohne uns ist alles nichts in der Demokratie. Das ist ein sehr selbstbewusster Satz aus dem Munde eines Journalisten. Aber so ist es. Wir geben der demokratischen Debatte die Sprache.

Wir geben den Bürgerinnen und Bürgern die Sprache. In unseren Debatten muss deshalb auch eine Sprache zu lesen und zu hören sein, die für den Citoyen nützlich ist, weil er sie verwenden kann: für seine Ideen, für seine Kritik, für seine Empörung.

Gerade für den Protest spielen die Internet-Medien eine große, eine befreiende Rolle: Indem sie Menschen zum Protest vernetzen. Doch Ideen, Kritik und Protest brauchen mehr als Vernetzung. Sie brauchen Reflexion. Und damit sind wir wieder bei unserer schriftlichen und gedruckten Kultur.

Ich weiß, wir reden unablässig über „Online“ und „Free Content“. Wir veranstalten „Workshops“ und „Panels“ über die Krise der gedruckten Medien. Die Medienwissenschaftler haben sich unserer Branche bemächtigt. Sie verkünden das nahe Ende des gedruckten Wortes. Wir gucken ihnen mit schreckgeweiteten Augen in die professoralen Nasenlöcher – und glauben auch noch, was sie sagen.

Und so werden unsere Verlage durch die Rollkofferkommandos der „Controller“ und „Consultants“ gestürmt, die uns mit „Powerpoint Presentations“ erläutern, was der „Content for People“ pro Seite kosten darf, vor allem, dass der

gedruckte „Content for People“ zu teuer sei, weil der „Consumer“ ja online auf die Gratisportale ausweichen könne.

Warum beteiligen wir uns eigentlich an dieser Debatte, die uns deprimiert und lähmt und unsere Verleger verrückt macht und unser Image bei der Leserschaft beschädigt, so dass diese sich fragt, warum sie denn noch Zeitungen und Zeitschriften lesen soll, wenn deren Macher selbst nicht mehr daran glauben.

Ich fürchte, wir fallen auf uns selber hinein. Wir lieben das Apokalyptische. Die Hoffnung, dass die Sonne eines Morgens nicht mehr aufgeht und wir als erste darüber berichten können. Deshalb haben wir uns in den eigenen Untergang verliebt. Er beschäftigt uns ganz und gar. Er befriedigt die journalistische Sensationslust.

Lassen Sie uns auf unsere Stärken besinnen, lassen Sie uns zurückkehren zu uns selbst – zu uns Journalisten, zu uns Rechercheuren der Gesellschaft, des Lebens, der Zeit, der Menschen. Lassen Sie uns all dies wieder erkennen als unsere Lebenswelt. Lassen Sie uns all dies lieben.

Ja, doch, lieben!

Ich benütze dieses schönste aller Verben mit Bedacht. Und auch ganz persönlich: Ich liebe meine demokratische Umwelt, die ich schreibend und redend – beispielsweise hier vor Ihnen – zu erkennen und zu durchdringen versuche. Ich liebe die Politik, weil ich die demokratische Kultur liebe. Und manchmal überkommt mich tatsächlich ein zärtliches Gefühl für Menschen, die sich in einer Partei, in einem Parlament, in einer Regierung für die öffentlichen Dinge engagieren.

Wir müssen Kritiker sein, wir müssen harte und ätzende Kritiker sein. Aber es muss auch irgendwie unsere Zuneigung mitschwingen für das, worum es wirklich geht: um freiheitliche, demokratische, rechtsstaatliche, nicht zuletzt um gerechte Verhältnisse.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, wir sind Journalisten. Das ist unser Beruf. Doch wir sind gleichzeitig Bürger. Und auch Bürgersein ist ein Beruf in unserer so hochkomplexen Gesellschaft. Wir haben also zwei Berufe: Journalist und Bürger.

Wenn wir beiden gerecht werden, dann sind wir das, was wir immer sein wollten: Journalisten der Bürger.

Die Steine des Sisyphos

Günter Grass



Meine Damen und Herren,

oder soll ich Sie, da wir allesamt der schreibenden Zunft angehören und mit dem Tintenfaß getauft wurden, kollegial um Aufmerksamkeit bitten? Schließlich hat sich diese Versammlung auf den Schriftsteller und Philosophen Albert Camus berufen und mit dem Motto vom „glücklichen Menschen“ jenen Sisyphos als Schutzpatron erwählt, der seit den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts mein einziger Heiliger ist. Auf ihn, der die Götter lästert, konnte ich mich allzeit verlassen: Sankt Sisyphos.

Camus hat ihn und seinen Mythos für uns aufs Neue gedeutet. Allein die Tatsache, daß sein so knapp gehaltener wie langfristig wirksamer Essay inmitten der Drangsal deutscher Besatzung geschrieben und im Jahre 1942 von der Librairie Gallimard in Paris verlegt wurde, also in Kriegszeiten, als Frankreich zwischen Widerstand und Kollaboration schwankte, unter die Leser kam, ist ein Beleg mehr dafür, was Camus bewogen haben mag, das Absurde des Weltgeschehens bildkräftig zum Begriff zu formen: der nie zur Ruhe kommende Stein.

Aber ist es nicht so, daß uns gegenwärtig mehrere Steine in Bewegung halten? Mit Blick auf das letzte halbe Jahr fällt auf, wie viele Großereignisse nacheinander weltweit und provinziell die Schlagzeilen der Zeitungen fettleibig machten, sich zeitgleich wechselseitig übertrumpften, auch wie sie miteinander um den Rang stritten. Sie schienen – der Schnee von gestern – erledigt zu sein und hörten dennoch

nicht auf, das politische und ökonomische Geschehen weiterhin zu bestimmen.

So verdrängte die Lächerlichkeit der Gutenbergschen Plagiatsaffäre die erst jetzt ins Blickfeld geratenen Folgen der von jenem adligen Ministerdarsteller schnurstracks liquidierten allgemeinen Wehrpflicht. Nicht nur für diese Leistung hatte ihn Journalistenfleiß hochgelobt; davon wird später die Rede sein. Doch kaum hatte die Kanzlerin dem Lügenbaron Glauben zu schenken versprochen, lösten Erdbeben und Flutwelle im fernen Japan eine atomare Katastrophe aus, die uns sogleich die längst verdrängten Reaktorruinen von Tschernobyl ins Gedächtnis riefen und Landtagswahlen zu Großereignissen steigerte. Und während noch Fukushima, wie es im Journalistenjargon heißt, zum „Aufmacher“ taugte, forderten Volksaufstände in Nordafrika von Tunesien und Ägypten über Libyen und Syrien Platzrecht auf erster Seite, indessen die Auftritte eines Außenministers selbst den restlichen Anhängern seiner Partei zur Peinlichkeit mißrietten. Und nun ist es die seit Jahren schwelende Griechenlandkrise, die alles, was geschah, überdauert und, – was Fukushima betrifft – die Zukunft belasten wird, mit Zwangsverordnungen und Europa-beschwörungen übertönt.

Und was es sonst noch gab und weiterhin geben wird: sich willkürlich überbietende Benzinpreise, Flüchtlingselend, fürstliche Hochzeiten, Fischer, die zu Piraten wurden und die in den Hintergrund geratene, wengleich seit Jahren wirksame Klimaveränderung mitsamt ihren Begleiterscheinungen, die das Fortleben des Menschengeschlechts begründetem Zweifel aussetzt.

Zusammengefaßt läßt sich sagen, der Journalismus, um den es ja heute gehen soll, und der sich, – wenn ich das Motto dieser Tagung richtig verstehe – in Frage stellen will, lebt von der Hand in den Mund, zehrt von Sensationen und findet nicht Zeit oder nimmt sich nicht ausreichend Zeit, die Hintergründe alldessen auszuleuchten, was uns in immer kürzeren Abständen in dauerhafte Krisen bringt.

Aber ist der Journalismus oder – direkter gefragt – sind die Journalisten wirklich bereit, sich selbst kritisch zu befragen? Als Schriftsteller weiß ich ein Lied davon zu singen. Mein Tun und Lassen ist ihrer permanenten Begutachtung ausgesetzt und war oft genug hordenmäßiger Dreinrede, den Treibjagden des Kampagnenjournalismus preisgegeben. Ich bin derlei Rituale gewohnt und habe mehrere Schlachtfeste mit nur noch gelegentlich juckenden Narben überlebt.

Vielleicht deshalb, weil wir Schriftsteller ohnehin kritisch miteinander umgehen, was Journalisten so gut wie nie tun. Allenfalls rümpft der Eine, der Andere empfindsam die Nase, wenn es aus den Spalten der BILD-Zeitung allzu penetrant stinkt.

Immerhin gibt es Ausnahmen. Las ich doch vor einigen Monaten in der Wochenzeitung DIE ZEIT den Versuch einer kritischen Selbstbetrachtung, wobei mir auffiel, daß es insbesondere Wirtschaftsjournalisten waren, die sich vorwarfen, vor der großen Finanzkrise, obgleich sie voraussehbar war, nicht rechtzeitig gewarnt zu haben. Weil aber die hier versammelten Journalisten offenbar vorhaben, sich ganz im Sinn des berufenen „glücklichen Menschen“ Sisyphos auf ihre eigentliche Aufgabe zu konzentrieren und etliche liegengebliebene Steine zu wälzen, sehe ich mich eingeladen, einige Brocken von verschieden gewichtigem Umfang, die am Fuße des Berges ruhen oder auf halber Strecke bereits Moos angesetzt haben, beim Namen zu nennen.

Kürzlich war ich in Greifswald, der Geburtsstadt des Schriftstellers Wolfgang Koeppen. Im Verlauf mehrerer Veranstaltungen gab dessen Roman „Das Treibhaus“, der den deutschen Bundestag während der frühen 50er Jahre des letzten Jahrhunderts zum Gegenstand hat, Anlaß und Zunder genug her, um die Interessenvertretungen in einer sich pluralistisch verstehenden Gesellschaft, sprich den Lobbyismus, kritisch ins Bewußtsein zu rücken. Es gibt ihn und seine Begehrlichkeiten, was allein die Bundesrepublik betrifft, von Anbeginn. Von der Flick-Affäre über die Machenschaften des Spendenkanzlers Kohl bis hin zu den erpresserischen Tätigkeiten der Atomlobby, der Lobbyistenverbände der Pharmaindustrie, der Ärzte- und Apothekerverbände und der Krankenkassen, die bis heutzutage eine sozial verträgliche Gesundheitsreform verhindern.

Nicht zuletzt sind es die großmächtigen Banken, deren Lobbytätigkeit mittlerweile das gewählte Parlament mitsamt der Regierung in Geiselaft genommen hat. Die Banken spielen Schicksal, unabwendbares. Sie führen ein Eigenleben. Ihre Vorstände und Großaktionäre formieren sich zu einer Parallelgesellschaft. Die Folgen ihrer auf Risiko setzenden Finanzwirtschaft haben schließlich die Bürger als Steuerzahler auszubaden. Wir bürgen für Banken, deren Milliardengräber allzeit hungrig nach mehr sind.

Selbstverständlich sind auch die Tages- und Wochenzeitungen, also die Journalisten, dieser Allmacht ausgesetzt. Es bedarf keiner altmodischen Zensur mehr, die Vergabe oder Verweigerung von Anzeigen reicht aus, um die ohnehin in Existenznot geratenen Printmedien zu erpressen. Dennoch, was heißt, trotz unterschwelliger Schweigebote, wird es notwendig sein, durch gründlichen, mithin an die Wurzel gehenden Journalismus die Öffentlichkeit über unlegitimierten Machtgebrauch der Lobby aufzuklären. Er gefährdet die Demokratie weit mehr als hysterisch herauf-

beschworene Gefahren, die im Sarrazin-Stil Angst und Schrecken verbreiten. Er macht die Parlamentarier und die Regierung unglaubwürdig. Er trägt dazu bei, daß die Wahlenthaltung der Bürger zunimmt. Ihm müssen, da er nicht abzuschaffen ist, weil Interessenvertretungen durchaus Berechtigung haben, strenge Grenzen gesetzt werden und sei es in Form einer Bannmeile um den Bundestag, auf daß das Heer der Lobbyisten in überschaubarer Distanz gehalten wird. Auch geht es nicht an, daß Politiker, unter ihnen hochrangige, kaum haben sie ihr Amt wie lästigen Krempel hingeworfen, in Konzernleitungen und Interessenverbänden fettdotierte Positionen besetzen. Man muß schon, wie ich es gerne tue, den Wirtschaftsteil der Frankfurter Allgemeinen Zeitung lesen, um zu erfahren, daß ein Herr Markus Kerber, lange tätig im Bundesinnenministerium, dann im Finanzministerium, Anfang Juli dieses Jahres einer Berufung folgt, die ihn zum Hauptgeschäftsführer des Bundesverbandes der Deutschen Industrie macht. Dort kommen nun, wie die FAZ lobend preisgab, seine internen Kenntnisse zugunsten dieses mächtigen Verbandes zur Wirkung. Dieser und ähnliche Positionswechsel bebildern einen Mißstand erster Ordnung. Seit Jahren ist er üblich. Deshalb bedarf es – so meine ich – einer gesetzlich verordneten Karenzfrist von mindestens fünf Jahren; es sei denn, die Allgemeinheit und insbesondere die Journalisten finden sich damit ab, daß Politik per se käuflich ist und bleibt.

Ein weiteres Beispiel für unzulänglich aufgeklärte Öffentlichkeit ließ ich bereits zu Beginn meiner Rede anklingen. Es geht um die vom Tausendsassa Guttenberg im Handstreich erledigte allgemeine Wehrpflicht. Zwar lese ich zunehmend Berichte darüber, wie schwer es fällt, ausreichend viele Berufssoldaten und Freiwillige auf Zeit anzuwerben, zwar macht man sich Sorgen, welchen Eid zukünftig Söldner in welcher Form zu leisten haben, zwar wird der derzeitige Verteidigungsminister bedauert, weil er von seinem Vorgänger einen einzigen Pfusch übernehmen mußte, aber kaum jemand macht sich oder will sich bewußt machen, was es bedeutet, wenn wir uns vom „Bürger in Uniform“ verabschieden und zukünftig mit einer Bundeswehr zu tun haben, die, wie die Erfahrung lehrt, als Söldnerarmee alles Zeug dazu haben wird, einen Staat im Staate zu bilden. Dieser Rückfall in Wallensteinsche Anwerbepaxis bahnt sich in Zeiten zunehmender Auslandseinsätze an, nahezu widerspruchslos und während – aberwitzig genug – unsere Freiheit am Hindukusch verteidigt wird.

Angesichts dieses offensichtlichen Abgrundes sei mir ein Blick in die Vergangenheit erlaubt. Weil ich nun mal Altersringe genug angesetzt habe, kann ich mich gut an das Entstehen der Bundeswehr erinnern, an Konrad Adenauers Winkelzüge, an das Amt Blank, an meine Ablehnung der Wiederbewaffnung und an mein späteres politisches Bemühen als Bürger, ein wenig dazu beizutragen, daß das Konzept „Bürger in Uniform“ umgesetzt werden konnte,

auch daß im Verlauf der Jahre gegen zähe Widerstände den Wehrdienstverweigerern als Ersatzdienstleistenden gesetzlich geregelte Anerkennung zuteil wurde. Doch zukünftig werden deren Sozialleistungen im Bereich der Alten- und Krankenpflege wegfallen. Welch ein nicht ausgleichender Verlust! Denn Söldner verweigern nicht. Es sei denn, ihr Sold wird gekürzt.

Diese Mißgeburt, die als Reform verkauft werden soll, wird das Eigenverständnis der Bundesrepublik und der Bürger dieses Staates auf eine Weise verändern, die der Demokratie abträglich ist. Ich empfinde es als skandalös, daß nicht nur die Regierungsparteien, sondern alle drei Oppositionsparteien, mithin auch die SPD, die von Fritz Erler über Helmut Schmidt und Georg Leber bis hin zu Peter Struck vorzügliche Politiker in Sachen Verteidigungspolitik gestellt hat, nicht die Kraft haben, eine Alternative zu der jetzt schon sichtbaren Fehlentwicklung zur Diskussion zu stellen. Und gleichfalls versagen all jene Journalisten, die hinnehmen, was uns blaublütig eingebrockt wurde.

Nun drängt sich auf, weitere Beispiele zu nennen, die deutlich machen, was versäumt wird und was neben anderem Aufgabe der Journalisten bleibt: den Finger in die Wunde zu legen, solange sie noch offen ist. Ich spreche von den Folgen des überstürzten Vollzugs der deutschen Einheit nach ausschließlich westdeutschem Interesse und Maßstab. Mehr als zwanzig Jahre ist es her und hatte dem Eigenlob dienliche Feiern zur Folge. Wer aber hinsieht oder bereit ist, hinzusehen, kann erkennen, was damals schon voraussehbar war, nun jedoch in gesteigertem Maße Wirklichkeit ist: der Osten gehört dem Westen. Die soziale Abstufung der Bürger der ehemaligen DDR und ihrer Nachkommen zu Deutschen zweiter Klasse ist dergestalt Tatsache geworden, daß überwiegend junge Menschen ihre Gemeinden, Klein- und Großstädte verlassen und in den Westen ziehen. Einige Regionen beginnen sich zu entvölkern. Und oft genug sind es Rechtsradikale, die bleiben, sich als Horden einnisten und in den aufgegebenen Gebieten auf unüberhörbare Weise den Ton angeben. Nur wenig und wenn, dann nicht den Ursachen nachgehend, erfährt davon die Öffentlichkeit.

Dazu eine Ergänzung literarischer Art:

Als kürzlich wieder einmal der von mir Mitte der 70er Jahre gestiftete Alfred-Döblin-Preis vergeben werden sollte, lasen im Literarischen Colloquium Berlin einige in die engere Wahl gekommene Autoren aus ihren Manuskripten. Zu ihnen gehörte eine junge Autorin, Judith Schalansky, die aus ihrem im Herbst dieses Jahres erscheinenden Roman „Der Hals der Giraffe“ las. Die Handlung spielt in einer mehr und mehr vom Wegzug ihrer Bürger geplagten vorpommerschen Kleinstadt. Eine Biologielehrerin von strengem Zuschnitt unterrichtet ihre schwindende Schülerzahl nach Darwinschem Ausleseprinzip und in voller Kenntnis der Tatsache, daß es ihre Schule mangels Schülern in drei, vier Jahren nicht mehr

geben wird. Zudem ergreift die Natur von aufgegebenen Brachflächen, zerfallenden Gebäuden, vom Umfeld Besitz. Auf Ödland sprießt und rankt es tausendfältig. Selten gewordene Pflanzen wuchern in Mehrzahl. Mit ihnen triumphieren längst vergessene Wörter. Lakonisch beschließt die Erzählerin diesen Sieg der Natur mit dem Hinweis auf einst versprochene „blühende Landschaften“.

Nun kann man sagen, wie gut, daß es noch immer die Literatur gibt, füllen doch Schriftsteller ab und an Lücken aus, die all jene Journalisten lassen, deren Tintenleiß nur dem rasch wechselnden Tagesgeschehen dienlich ist. Doch da gegenwärtig im Zusammenhang mit der anhaltenden Griechenlandkrise als Allheilmittel empfohlen wird, einer Treuhand griechischen Staatsbesitz anzuvertrauen und diesen nach den Regeln der Privatisierung zu versilbern, sollte auch Ihnen, die Sie als kritische Journalisten hier versammelt sind, ein Rückblick auf jene Treuhand erwägenswert sein, die vor zwanzig Jahren außerhalb parlamentarischer Kontrolle als halbkriminelles Unternehmen alles, was unter dem Besitztitel „volkseigen“ firmierte, zugunsten westlicher Schnäppchenjäger verscherbelt hat: mit Folgen bis heutzutage, die zu übersehen offenbar dem Konsens entspricht.

Ich weiß, die Flut der alltäglichen Nachrichten, verstärkt durch den Ausfluß des Internets, überfordert jeden, der informiert sein möchte. Schon bieten sich dem übersättigten Konsumenten virtuelle Fluchträume an. Und doch bleibt niemandem erspart, um die Zukunft der uns Deutschen durch Siegerwillen geschenkten Demokratie und der noch durch die Verfassung geschützten Freiheitsrechte besorgt zu sein.

Ich muß und will mich nicht auf Weimar als warnendes Beispiel berufen, die gegenwärtigen Ermüdungs- und Zerfallserscheinungen im Gefüge unseres Staates bieten Anlaß genug, ernsthaft daran zu zweifeln, ob unsere Verfassung noch garantiert was sie verspricht. Das Auseinanderdriften in eine Klassengesellschaft mit verarmender Mehrheit und sich absondernder reicher Oberschicht, der Schuldenberg, dessen Gipfel mittlerweile von einer Wolke aus Nullen verhüllt ist, die Unfähigkeit und dargestellte Ohnmacht freigeählter Parlamentarier gegenüber der geballten Macht der Interessenverbände und nicht zuletzt der Würgegriff der Banken machen aus meiner Sicht die Notwendigkeit vordringlich, etwas bislang Unaussprechliches zu tun, nämlich die Systemfrage zu stellen.

Keine Angst! Hier soll nicht die Revolution ausgerufen werden. Die fand, was Europa betrifft, zuletzt im zwanzigsten Jahrhundert statt und zwar im Plural mit bekannten Ergebnissen, zu denen als Folge Konterrevolutionen und Völkermord gehörten. Vielmehr geht es darum, aus der gesamten Gesellschaft heraus, wie es mittlerweile viele Bürger tun, fordernd Fragen zu stellen: Ist ein der Demokratie wie zwanghaft vorgeschriebenes kapitalistisches System, in dem sich die Finanzwirtschaft weitgehend von der realen Ökonomie

gelöst hat, doch diese wiederholt durch hausgemachte Krisen gefährdet, noch zumutbar? Sollen uns weiterhin die Glaubensartikel Markt, Konsum und Profit als Religionsersatz tauglich sein?

Mir jedenfalls ist sicher, daß das kapitalistische System, befördert durch den Neoliberalismus und alternativlos, wie es sich darstellt, zu einer Kapitalvernichtungsmaschinerie verkommen ist und fern der einst erfolgreichen Sozialen Marktwirtschaft nur noch sich selbst genügt: ein Moloch, asozial und von keinem Gesetz wirksam gezügelt.

So stellt sich anschließend die Frage: Hat die von uns gewählte Staatsform, also die parlamentarische Demokratie, noch den Willen und auch die Kraft, diesen auf sie übergreifenden Zerfall abzuwenden? Oder wird weiterhin jeder Reformversuch, die Banken und deren Umgang mit Kapital unter Kontrolle zu bringen, – was heißen soll, sie gemeinnützig zu verpflichten – mit dem bislang gängigen Hinweis „so etwas ist, wenn überhaupt, nur global zu lösen“, in den Bereich der Unverbindlichkeit abgeschoben?

Eines scheint mir gewiß zu sein: Sollten sich die westlichen Demokratien als unfähig erweisen, den real drohenden und den voraussehbaren Gefahren mit grundlegenden Reformen zu begegnen, werden sie all dem nicht standhalten können, was in den kommenden Jahren unabweisbar sein wird: Krisen, die weitere Krisen hecken, der ungebremste Anstieg der Weltbevölkerung, die durch Wassermangel, Hunger und Verelendung ausgelösten Flüchtlingsströme und die von Menschen gemachte Klimaveränderung. Ein Zerfall der demokratischen Ordnungen jedoch ließe – wofür es Beispiele genug gibt – ein Vakuum entstehen, von dem Kräfte Besitz ergreifen könnten, die zu beschreiben unsere Vorstellungskraft überfordert, so sehr wir gebrannte Kinder sind, gezeichnet von den immer noch spürbaren Folgen des Faschismus und Stalinismus.

Habe ich übertrieben? Wenn ja, dann nicht stark genug. Mit Hilfe nur weniger Beispiele sollten Blindstellen erkennbar gemacht werden. An denen mangelt es nicht. Zusätzlich böte sich an, über die Macht der Konzerne im Bereich der Presse, über die unsäglichen Quasselrunden des öffentlich-rechtlichen Fernsehens und über den gesellschaftsfähig gewordenen Opportunismus, wie er sich alltäglich druckfrisch verbreitet, zu klagen. Doch darüber wissen Sie, denen „Ausgewogenheit der Berichterstattung“ mehr oder weniger fordernd als Weichspüler empfohlen wird, Genaueres zu sagen.

Eher scheint es angebracht, noch einmal den Schutzpatron dieser Tagung herbeizuzitieren. Als ich jung war und mich während der ersten Nachkriegsjahre in einer durch ideologischen Wahn zerstörten Umwelt zu orientieren versuchte, bot sich die französische Spielart des Existentialismus an. Es war nahezu modisch, sich existentialistisch zu geben

und sich düster zu kleiden. Insbesondere war es der Streit zwischen Sartre und Camus, der über die Grenze schwappte und bis in die Ateliers der Düsseldorfer Kunstakademie, in der ich als Lehrling meinem ersten Beruf als Bildhauer nachging, für Diskussion sorgte, die entsprechend streitbar verlief. Dabei hinderte mangelte Kenntnis nicht daran, lautstark leidenschaftlich zu werden. Ich habe mich erst später für Camus entschieden. Seine Sicht des Menschen in der Revolte, das heißt sein Plädoyer für den permanenten Widerspruch hat mich geprägt. Als etwa Mitte der 50er Jahre in deutscher Übersetzung der Mythos vom Sisyphos erschien, waren es seine Sätze, die mir den Weg wiesen. Etwa die Definition des Glücks: „Es macht aus dem Schicksal eine menschliche Angelegenheit, die unter Menschen geregelt werden muß.“ zudem die schöne Gewißheit: „Die niederschmetternden Wahrheiten verlieren an Gewicht, sobald sie erkannt werden.“

Ich nehme an, daß diese Einsichten geeignet sind, auch Ihre journalistische Arbeit zu bestimmen. Wir haben nur diese Welt. Und da die Existenz des Menschengeschlechts auf dem blauen Planeten jüngerer Datums ist und deren Dauer von unserem Tun und Lassen abhängt, sind wir für



dessen Zustand verantwortlich. Wir haben ihn weitgehend verunstaltet, treiben Raubbau und hinterlassen unseren Nachkommen eine nicht abzuweisende Erblast. Also gilt es, diese und andere Wahrheiten zu erkennen und zu benennen. Es gilt, Steine zu wälzen. Zu dieser lebenslänglichen Fron ermuntert uns Albert Camus. Er sagt: „Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“

Laudatio zur Verleihung der Verschlussenen Auster an EnBW, E.ON, RWE und Vattenfall

Heribert Prantl



„Ich schieß Dich so was von zu mit meinem Geld. Du hast keine Chance.“

Was die vier Atomenergiekonzerne mit dem Klebstoffdirektor Heinrich Haffenloher zu tun haben und warum man auch mit sehr viel Geld gegen Sisyphos nichts ausrichten kann.

„Und ich sah den Sisyphos in gewaltigen Schmerzen: wie er mit beiden Armen einen Felsblock einen ungeheueren, befördern wollte. Ja, und mit Händen und Füßen stemmend, stieß er den Block auf einen Berg. Doch wenn er ihn über die Kappe werfen wollte, so drehte ihn das Übergewicht zurück: von neuem rollte dann der Block, der schamlose, ins Feld hinab. Er aber stieß ihn immer wieder zurück, sich anspannend, und es rann er Schweiß ihm von den Gliedern, und der Staub erhob sich über sein Haupt hinaus“.

So steht es in der Odyssee, so beschreibt es Homer in der Unterweltsszene. Auf der Einladung und dem Tagungsprogramm von „Netzwerk Recherche“ sehen wir die Szene anders. Da sehen wir nicht einen Felsblock, sondern ein gewaltig großes Gehirn, das auf einen Berg gezogen wird. Das Bild ist voller Rätsel. Wem gehört das Gehirn? Der Atomindustrie? Der Bundesregierung? Den Menschen, die daran ziehen und drücken und herumtatschen? **Und warum ziehen sie das Gehirn auf den Berg? Wartet dort hirnlos derjenige, dem es gehört? Was wird er tun, wenn er sein Gehirn wieder hat?** Und was machen dann, noch vollbrachter Tat, die Menschen, die es ihm herbeigeschleppt haben? Werden sie womöglich mit Posten in der Entourage des Gehirnbesitzers

belohnt? Dafür gibt es Beispiele: Joschka Fischer ist heute Berater beim Energiekonzern RWE und Rezzo Schlauch ist Berater beim Energiekonzern EnBW. Oder **ziehen sie dann das nächste Gehirn auf den Berg, weil es ja noch viele andere Hirnlose gibt?** Fragen über Fragen. Wir stehen hier, bei der Verleihung der verschlossenen Auster, vor einer paradoxalen Form der Mythenrezeption.

In seinem Tagungsmotto zitiert das „Netzwerk Recherche“ Albert Camus’ Deutung von Sisyphos als einem glücklichen Menschen. „Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen“, schreibt Camus. Der Philosoph hat uns empfohlen, wir sollten uns Sisyphos daher nicht als resignierten oder als verzweifelten, sondern als glücklichen Menschen vorstellen – glücklich, weil er der Wiederkehr des immer Gleichen einen Sinn gibt, weil er durch seine ewige Steinwälzerei revoltiert. Sisyphos müsste ja eigentlich gar nicht ewig wälzen, er könnte ja einfach damit aufhören, die Strafe der Götter auf sich zu nehmen, er könnte sich hinsetzen, ausruhen, davonlaufen. Die Götter hatten das wohl so erwartet, aber er macht das nicht. Er ist stärker als die Last, und er ist stärker als die, die sie ihm verordnet haben. Auf jedem Rückweg, auf jedem Weg zurück ins Tal, ist er seinem Schicksal überlegen: „Er ist stärker als der Fels.“ Er zieht seine Kraft aus der Verachtung des Schicksals. Die ewige Wälzerei ist seine Form der Empörung gegen die Götter. Albert Camus hat den Mythenkern also semantisch berichtigt, er hat der Sinnlosigkeit Sinn gegeben. Der glückliche Sisyphos – das ist eine gute Vorstellung: für Bürgerinitiativen ebenso wie für Journalisten.

Nun also macht das „Netzwerk Recherche“ aus dem Felsbrocken ein Gehirn: nicht ein Felsbrocken wird nach oben gerollt, sondern ein Gehirn nach oben gezogen. Das Netzwerk Recherche praktiziert das, was Camus selber angeregt hat – Mythenrezeption: „Die Mythen leben nicht aus sich selbst“, sagt Camus. „Die Mythen warten darauf, dass wir sie verkörpern.“ Wir alle verkörpern Sisyphos. Und wir müssen immer wieder von neuem, so verstehe ich die Absicht von „Netzwerk Recherche“, dafür sorgen, dass das Hirn oben ist und oben bleibt. **Die Sisyphosse müssen danach trachten, dass Verstand und Erkenntnis nach oben transportiert werden.** Das ist ein immer wieder mühseliger Prozess. Die Verleihung der verschlossenen Auster an die Atomindustrie ist, so verstehe ich das, ein Teil dieses Versuchs.

Diese Preisverleihung geschieht zu einem Zeitpunkt, in dem schon ziemlich viel Erkenntnis oben angelangt ist. Der Atom-

ausstieg der Bundesregierung, dem viele Atomkraftgegner noch nicht recht trauen wollen, ist Ausdruck dieser Erkenntnis. **Die Erkenntnis lautet: Die Zeit der Atomenergie ist abgelaufen.** Die Atomverstromung hat ihre gesellschaftliche Akzeptanz verloren. Der Tsunami hat die Reste der in der Politik noch vorhandenen Atomgläubigkeit weggespült. Der Staat hat seine Infrastrukturverantwortung erkannt. Was mit dem Stromeinspeisungsgesetz vor über zwanzig Jahren begonnen und mit dem Erneuerbare-Energien-Gesetz fortgesetzt wurde, erlebt nun den finalen Schub. „Wenn ihr das in Deutschland hinkriegt, das wäre das ein Signal für die Welt,“ sagte soeben der CDU-Mann Klaus Töpfer auf dem Parteitag der Grünen: **Das Land steht vor einer Energiewende.**

Nur unsere Preisträger, die Atomenergiekonzerne E.ON, EnBW, RWE und Vattenfall, wehren sich dagegen; sie wehren sich in unterschiedlicher Intensität gegen diese Erkenntnis. Sie wehren sich, weil sie den Strom in ihren riesigen Atomkraftwerken so billig erzeugen können. Sie wehren sich, weil ihnen die Laufzeitverlängerung vom Herbst vergangenen Jahres jeden Tag Millionen-Gewinnen gesichert hatte. Die Atomkonzerne wehren sich, weil sie den Wettbewerb unter sich aufgeteilt, also verhindert und die armen Verwandten, die Stadtwerke, lust- und machtvoll an die Wand gedrückt hatten. Sie wehren sich erbittert, weil sie merken, dass die Zeit der zentralen Energieerzeugung vorbei ist, dass sie sich aber auf die dezentrale Energieerzeugung nicht eingestellt haben. Hinter den Erneuerbaren Energien steht investive Schubkraft, die Schubkraft der bisher Großen Vier nimmt ab. **Die Zukunft gehört den Erneuerbaren Energien, aber auf diese Zukunft haben sich RWE und Co viel zu wenig eingestellt** – RWE am wenigsten. Weil man sich auf die neue Zeit nicht eingestellt hat, beschwört man die alten.

Höhepunkt der Beschwörung war der so genannte Atomkonsens II, der nukleare Lobbyismusexzess vom Sommer 2010. Damals haben die Atomenergiekonzerne überreizt: sie setzten die Laufzeitverlängerung für ihre Atomkraftwerke in so großer Heimlichkeit und in einer solchen Unverfrorenheit durch, dass man diesem nuklearen Unternehmen, dem Ausstieg aus dem rot-grünen Ausstieg von 2000/2001, die **Züge eines Staatsstreichleins** attestieren könnte, wenn nicht die Kanzlerin selbst dabei mitgemacht hätte.

In der Nacht vom 5./6. September morgens um 5.23 Uhr wurde dieser Laufzeitverlängerungs-Vertrag unterzeichnet, von dem nicht einmal der Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion auch nur die leiseste Ahnung hatte. Verhandlungspartner der Atomenergiekonzerne war das Bundesfinanzministerium, das von der Sache steuerlich profitieren wollte, unterstützt vom Bundeskanzleramt. Die Regierung Merkel hat sich und das Land im Spätsommer und Frühherbst 2010 noch einmal in das nukleare Gefängnis gesperrt, obwohl dessen Gitter von der rot-grünen Vor-Vorgänger-Regierung schon gesprengt worden waren.

Dieser große Sieg der Atomindustrie aber war ein Pyrrhus-Sieg. Der **Laufzeitverlängerungs-Handstreich** wurde für RWE und Co das, was für die CSU in Bayern die Zweidrittelmehrheit der Mandate bei der Landtagswahl von 2003 war: der Anfang der Krise. Diese Krise galoppiert bei den Atomenergiekonzernen freilich viel, viel schneller als bei der CSU. Die immerhin hat kapiert, dass man sich, allen früheren Redereien und Wahlkämpfen zum Trotz, von der Atomenergie verabschieden muß, wenn man Zukunft gewinnen will.

Horrende Gewinne verleiten, in der Politik wie in der Wirtschaft, zur Bequemlichkeit und zu Trägheit, gepaart mit Überheblichkeit und Hoffart. Der Staat hat fünfzig Jahre lang die Bad Bank für die Energiekonzerne gespielt: Er nahm ihnen die Aufgabe der Entsorgung des Atommülls ab, gewährte ihnen Steuervorteile und begrenzte die Haftung der Konzerne für nukleare Unfälle auf Summen, die in Anbetracht der Gefahren lächerlich waren. Das heißt: Die Konzerne strichen die Gewinne ein, der Staat übernahm die Risiken. Das hatte seinen Grund: Der Einstieg in die Atomverstromung Ende der fünfziger Jahre der vergangenen Jahrhunderts war ja ursprünglich nicht der Wunsch der Energiekonzerne gewesen, die sich damals mit Kohle gut eingerichtet hatten. Der Staat wollte damals das Atom aus politischen Gründen, und er vergoldete es den Energiekonzernen mit allen erdenklichen Wohltaten. So **begannen die goldenen Zeiten der Stromkonzerne. Aus diesem Paradies wollten und wollen sie sich nicht mehr vertreiben lassen.** Aber: Der Staat hat einst das nuklear-monetäre Paradies geöffnet, er kann es auch wieder schließen. Angesichts von Fukushima wurde der Kanzlerin klar, auf welch ungeheure Risiken sich der Staat und ihre Regierung nicht zuletzt mit der Laufzeitverlängerung eingelassen hatten.

Es ist verständlich, wenn die großen vier Energiekonzerne heute der Regierung ihre Wankelmütigkeit vorwerfen. Aber: mit solchen Vorwürfen kann man keinen Konzern in die Zukunft steuern. Auf der RWE-Hauptversammlung am 20. April haben die Vertreter großer Kapitalsammelstellen und Pensionsfonds darauf aufmerksam gemacht, dass RWE auf Dauer nur dann wirtschaftlich dann erfolgreich sein könne, wenn das Unternehmen als Teil der Gesellschaft akzeptiert werde: Die RWE-Eigentümer, so hieß es da, „sollten nicht nur die Kosten bedenken, die der Zick-Zack-Atomkurs der Bundesregierung erzeugt. Sie müssen auch die Schäden berücksichtigen, die entstehen, wenn sich RWE ins gesellschaftliche Abseits stellt.“

Nun wird dieser Negativ-Preis nicht verliehen dafür, dass sich jemand ins gesellschaftliche Abseits stellt. Er wird auch nicht verliehen dafür, dass ein Politiker oder ein Konzern seine Zukunft verspielt. Er wird nicht verliehen dafür, dass jemand wider jede Vernunft an einer gefährlichen Technik festhält. **Mit der „verschlossenen Auster“ wird man auch nicht deswegen ausgezeichnet, weil der**

Preisträger eine andere Meinung vertritt als der Preisgeber. Die verschlossene Auster ist ein Kommunikationspreis – er wird Kommunikationsverhinderern und Kommunikationsblockierern verliehen. Er wurde bisher verliehen für schlechte Kommunikation, für die Missachtung der Pressefreiheit, für die Verhöhnung des Informationsanspruchs der Öffentlichkeit – an Wladimir Putin, an das Internationale Olympische Komitee, an den Bundesverband deutscher Banken; im vergangenen Jahr an die Katholische Kirche, weil sie so getan hatte, als seien die Missbrauchsskandale ein Tort, der ihr von einer übelmeinenden Journaille angetan wurde. Der Preis wurde also bisher immer verliehen für schlechte Kommunikation, er wurde verliehen dafür, dass der Öffentlichkeit nichts oder wenig gesagt wurde. Das kann man von der Atomindustrie wirklich nicht sagen. **Die Atomindustrie kommuniziert wie der Teufel.**

Die Atomindustrie schreibt mehr Pressemitteilungen als ein Birkenbaum Blätter hat. Ihre Manager und Lobbyisten drängen in jede Talkshow. Und wenn die Atomindustrie der Meinung ist, dass das nicht reicht, dann veröffentlicht sie ganzseitige Anzeigen mit potenten Unterschriften, in denen sie die Kanzlerin zum Diktat bittet und der Politik erklärt, was sie zu tun hat. Man kann sich über den Stil wundern, auch über den Inhalt und die politische Präpotenz, die darin zum Ausdruck kommt.

Am 21. August 2010 haben die großen Energiekonzerne ganzseitig in allen deutschen Zeitungen eine Anzeige veröffentlicht, die sich „Energiepolitischer Appell“ nannte; der Appell begann mit einem heuchlerischen Bekenntnis zu den erneuerbaren Energien und endete dann mit dem Passus „Realistisch bleiben: Deutschland braucht weiter Kernenergie“. Diese Anzeige mit vielen Unterschriften war die publizistische Fanfare zur Laufzeitverlängerung für die Atomkraftwerke, die dann etliche Wochen später kam. Deutschland braucht weiter Kernenergie: Das war eine Botschaft, gegen die man schon damals mit viel Recht viel haben konnte. Aber sie allein ist noch kein Grund dafür, die Verschlossene Auster zu verleihen. Wollte das „Netzwerk Recherche“ falsche und mißliebige Meinungen mit einem Preis anprangern – es könnte jeden Tag einen Preis verleihen und ich würde keine Laudatio halten.

Die Atomindustrie kommuniziert das Falsche, aber sie kommuniziert, ich habe es schon gesagt, wie der Teufel. Sie grillt sogar Würstchen und schenkt Champagner aus, auf dass die Journalisten und die Beamten und die Politiker kommen und zu ihr aufs Dach steigen: EnBW zum Beispiel hat erst kürzlich zum Sommergrillen aufs Dach ihrer Repräsentanz in Berlin geladen zu vertraulichen Gesprächen in weißen Couchecken. RWE hat zum Sommerfest ins „Haus der Kulturen der Welt“ gebeten, und Vattenfall hat auf Schloß Cecilienhof ein festliches Abendessen gegeben. Mahlzeit, Prost und Guten Appetit. Man lässt sich die Information also

durchaus etwas kosten und serviert sie angenehm und mit Beilagen. Das wäre die „verschlossene Auster“ nicht wert. **Wofür werden die Atomkonzerne also ausgezeichnet? Sie werden ausgezeichnet für gefährlich einseitige, marktmächtige Information,** sie werden ausgezeichnet für die **Verharmlosung von Gefahren,** für exzessiven **Lobbyismus.** Eine nicht gewichtige Rolle dabei spielt das Deutsche Atomforum, das 1959 gegründet wurde. Zum 50-jährigen Jubiläum des Atomforums hat der damalige Bundesumweltminister Sigmar Gabriel als Propagandazentrale der Atomkonzerne“ bezeichnet; sie stehe „wie kaum eine andere Institution für das bewusste Verschweigen, Verdrängen und Verharmlosen der Gefahren, die mit der kommerziellen Nutzung der Atomenergie verbunden sind“. Manchmal hat Gabriel recht. Seit Fukushima freilich agiert das Atomforum in einem völlig veränderten Politikumfeld. Auf dem Forum sind die Energiewirtschaftler mit sich alleine.

Wofür werden die vier Atomkonzerne ausgezeichnet? Sie werden ausgezeichnet dafür, dass sie an den politischen Schaltstellen **ihre Leute** postiert haben – Leute wie den CDU-Bundestagsabgeordneten Joachim Pfeiffer. Als Pfeiffer 2002 erstmals in den Bundestag einzog, wurde er gleich Koordinator für Energiefragen und stellvertretender wirtschaftspolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. Früher hatte er bei der Energie-Versorgung Schwaben AG unter anderem im Bereich Controlling gearbeitet. Seit 2009 ist er wirtschaftspolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und einer der wichtigsten und verlässlichsten Verbündeten der Energiekonzerne im Parlament. Er war es, der bei der Bundestagsdebatte am 24. März 2011 erklärte: „Wir sind gut beraten, darauf zu achten, Herr Trittin, dass der Kernschmelze, die in Japan droht, nicht die Hirnschmelze in Deutschland folgt.“

Die Atomkonzerne werden mit der „verschlossenen Auster“ ausgezeichnet **für das Verschweigen und Herunterspielen von Unfällen,** die sie „Störfälle“ nennen, welche sie oft erst auf Druck offenbaren und dann kleinreden und kleinschreiben. Sie werden ausgezeichnet für Ihren **schleichend-beschönigende Beeinflussung der politischen Sprache.** Sie werden ausgezeichnet für das **verbraucherfeindliche Raffinement,** mit dem sie die Strompreise auf hohem Niveau halten, für die Art und Weise, mit der sie an der Strombörse EEX ihre **Machinationen** trieben und mit der sie die Regulierung für diesen Handelsplatz hintertrieben haben. Sie werden ausgezeichnet dafür, dass sie den **Verbraucher die Zeche** haben bezahlen lassen: „Oligopole wie die großen vier Kernkraftwerksbetreiber können die Preise bestimmen und durchsetzen. Die Milliarden-Gewinne der Konzerne kommen aus dem Portmonee der Bürgerinnen und Bürger.“ So steht es in der Antwort von 42 Stadtwerken und vier Landesministern auf den energiepolitischen Appell der vierzig Manager, der zur Laufzeitverlängerung der Kernkraftwerke führte.

Die vier Kernkraftwerksbetreiber werden auch ausgezeichnet für die **Chuzpe**, mit der sie in Anzeigen und kostenlosen Büchlein der Öffentlichkeit **Sand in die Augen zu streuen versuchten**, Anzeigen und Büchlein, in denen die AKW's als Idylle mit Schafen, Schrebergärten und Rübenbauern abgebildet wurden und in denen die „Kernkraft als Klimaschutz“ propagiert wurde. Tatsache ist, dass länger laufende Kernkraftwerke weitere Investitionen in moderne Energieerzeugungsanlagen verhindern. Wenn der Einsatz und die Entwicklung moderner Effizienz-Technologien wie der Kraft-Wärme-Kopplung zum Erliegen kommen, schadet das dem Klimaschutz.

Beim Nachdenken über die Informationspolitik und das Kommunikationsverhalten der Atomkonzerne ist mir, weiß Gott warum, auf einmal eine berühmte Szene aus dem Film „**Kir Royal**“ eingefallen, in der Mario Adorf den **Klebstoffgeneraldirektor Heinrich Haffenloher** und Franz-Xaver Kroetz den Reporter Baby Schimmerlos spielen. Als der Reporter nicht nach der Melodie tanzen will, die der Unternehmer pfeift, beginnt der ihm auf eine ganz eigene Weise zu drohen. Ich hab mir die Szene auf You Tube noch einmal angeschaut: „**Ich kauf Dich einfach ...** Ich schieb es Dir hinten und vorne rein. Ich scheiß dich so was von zu mit meinem Geld, dass Du keine ruhige Minute mehr hast. Und irgendwann kommt dann der Moment, an dem Du so mürbe bist und so fertig ... **Gegen meine Kohle hast Du keine Chance.**“ So war das im Film. Und manchmal ist die Wirklichkeit nicht so weit davon weg.

Aber es hat nicht geklappt, nicht im Film und nicht in der Atompolitik. Das liegt nicht nur daran, dass der Tsunami das Geld weggespült hat. Es hat nicht geklappt, weil es eine kritische Öffentlichkeit gibt, die nach dem Laufzeitverlängerungs-Exzess noch wacher geworden ist, als sie es vorher war.

Vielleicht ist es nach dreißig Jahren einmal Zeit, danke zu sagen: Da haben die Menschen – zum Beispiel im Wendland – genau das getan, was Politiker sonst gern von ihnen fordern. Sie haben sich hineingearbeitet in eine hochkomplizierte Materie, sie haben sich organisiert, sie haben zusammengehalten, ihre Freizeit geopfert; sie haben sich einer wichtigen Sache verschrieben. Kinder sind aufgewachsen mit dem Protest gegen Gorleben, der Widerstand ist gewachsen, er ist zur Volksbewegung geworden, getragen von Hausfrauen, Pfarrern, Lehrern und Bauern. Doch dieses Engagement ist nie gewürdigt worden, im Gegenteil. Die Regierungspolitik hat den bürgerlichen **Protest gegen die Kernenergie** oft genug in einen Topf mit kriminellen Anschlügen geworfen. Die Proteste gegen den Castor zum Beispiel haben es der Politik und der Energiewirtschaft nicht erlaubt, das ungelöste Problem der Entsorgung des Atommülls zu verdrängen oder vom Tisch zu wischen. Der deutsche Atomausstieg ist der Triumph einer Bürgerbewegung, der in einer Staatsbewegung mündete.

Der Ausstieg aus der Kernenergie kann in Deutschland nur deswegen gelingen, weil ihn zivilcouragierte Bürger dreißig Jahre lang vorbereitet haben. Da darf die Politik auch einmal Danke sagen. Und in meine Laudatio gehört so eine Bemerkung deswegen, weil die vielen Sisyphosse, die das Bewusstsein für die Gefahren der Kernenergie wach gehalten haben, die **Gegenmacht waren gegen die Kommunikations- und Geld- und Lobbyistenmacht der Atomenergiekonzerne.** Der deutsche Atomausstieg ist „**der Triumph einer Bürgerbewegung**, die in einer Staats-Bewegung mündete“ (Michael Bauchmüller in der Süddeutschen Zeitung).

Ich komme am Schluss zum Mythos vom Sisyphos zurück. Ich füge dem Bild von „Netzwerk Recherche“, dem Bild also, das den Felsbrocken durch ein Gehirn ersetzt und das ich eingangs zu interpretieren versucht habe, mein ganz persönliches Lieblingsbild von Sisyphos dazu. Es stammt vom Maler Wolfgang Mattheuer, der neben Werner Tübke und Bernhard Heisig zu den Hauptvertretern der Leipziger Schule gehört. Auf diesem Bild rollt Sisyphos nicht den Stein den Berg hoch, er zieht auch nicht ein Gehirn in die Höhe. Man sieht ihn, wie er mit Hammer und Meißel dem Stein behaut und ihm seine Form aufzwingt.

Das passt wunderbar zu diesem Preis, das passt wunderbar zur aktuellen Politik: Der Stein ist die alte Energiepolitik, sie muss komplett umgeformt werden. Die neue Form des Steins steht für die große Energiewende – für die Umformung der Energieproduktion und damit der Lebensbedingungen. **Ich wünsche mir von den bisherigen Atomkonzernen, dass sie an dieser Umformung, dass sie an dieser großen Energiewende kräftig mitwirken**, dass sie, zusammen mit den politischen Parteien, zusammen mit der Zivilgesellschaft, zusammen mit den alten und neuen Kernkraftgegnern, zusammen mit den Stadtwerken in ganz Deutschland und zusammen mit den vielen kleineren Energieproduzenten den Stein des Sisyphos behauen und etwas Gutes dabei herauskommt. Dann wären die Sisyphosse wirklich glückliche Menschen.

Prof. Dr. Heribert Prantl ist Mitglied der Chefredaktion der Süddeutschen Zeitung und Leiter der Redaktion Innenpolitik.

Gegenrede der Preisträger zur Verleihung der Verschlussenen Auster

Guido Knott



Sehr geehrte Damen und Herren,
sehr verehrte Vergabejury,
sehr geehrter Herr Prantl,

vielen Dank zunächst für Ihre Aufmerksamkeit, heute in den kommenden 10 Minuten und überhaupt, was unsere Arbeit in den vergangenen Jahren oder Jahrzehnten angeht.

Mein Name ist Guido Knott. Ich verantworte seit gut einem Jahr die Kommunikations- und Politikarbeit des E.ON-Konzerns, und ich spreche stellvertretend für die vier Unternehmen, denen Sie die Auszeichnung oder besser Kennzeichnung zugedacht haben.

Sie können sich vorstellen, dass es bessere Zeiten oder auch schönere Jobs für einen Kommunikationschef gibt, als insbesondere in den vergangenen vier Monaten für eines der vier Betreiberunternehmen zu arbeiten. Aber das ist kein Werben um Ihr Mitleid oder etwa Resignation, sondern schlichtweg eine Vorbemerkung.

It's all about perception. Mit dieser Einstellung sind meine drei Kollegen und ich heute zu Ihnen gekommen. Unter der festen Annahme, dass die Preisverleihung nicht bloß dem allgemeinen Mainstream folgt, den vermeintlich Aussätzigen noch einmal einen mitzugeben, noch einmal drauf zu hauen, weil es so schön ist und weil man wohl automatisch die Richtigen trifft.

Die Begründung lässt nicht unmittelbar darauf schließen, aber ich bleibe einfach bei meiner Unschuldsvermutung,

dass es Ihnen nicht darum geht, uns als Sündenbock hinzustellen, dem man alle Schuld – welche und woran auch immer – zuschiebt, den man wie das historische Vorbild in die Wüste verjagt oder schreibt und damit alles – was auch immer – löst. Bestimmt geht es Ihnen um die Sache, um eine kritische Auseinandersetzung mit einem komplexen Thema. Und weil das sicher so ist, setze ich mich gern mit den vorgebrachten Kritikpunkten und deren Erfüllung bzw. Nichterfüllung als Bedingung für die Auszeichnung auseinander.

Um was geht es also? Was prädestiniert uns für eine verschlossene Auster? In der Rede von Herrn Prantl habe ich eine ganze Reihe von Rechtfertigungen gehört. Er hat ja sehr deutlich gesagt, dass der Preis mit seiner ursprünglichen Intention gar nicht zu uns passt. Wir kriegen ihn ja offensichtlich nicht, weil wir Auskunft verweigert haben. Es dürfte kaum jemand im Saal sein, der in der jüngsten Zeit nicht in irgendeiner Weise mit uns Kontakt hatte, wenn er es denn wollte – und in dem Fall selbstverständlich eine Auskunft von uns erhalten hat.

Wenn wir Herrn Prantl folgen, haben wir „wie der Teufel“ kommuniziert. Unheimlich viel, das aber gefährlich einseitig, marktmächtig und Gefahren verharmlosend.

Wenn eines völlig klar geworden ist in den ganz überwiegend politischen Bekenntnissen von Herrn Prantl, dann, dass Ihr Preis und unsere Kommunikationsarbeit rein gar nichts miteinander zu tun haben. Offenbar sollten wir ihn aber unbedingt erhalten, auf Teufel komm raus eben. Worauf Sie kurzerhand alle Vergabekriterien über Bord geworfen und neu definiert haben. Was nicht passend ist, wird passend gemacht. Beeindruckend, wie sehr Sie, Herr Prantl, und die Vergabejury sich hier von rein politischen Motiven haben leiten lassen. Nur schade um den Preis, der damit zum Spielball politischer Interessen einiger Verlage und Meinungsmacher verkommt.

Dem flammenden Plädoyer gegen die Kernenergie bin ich aufmerksam gefolgt. Neues habe ich dabei nicht gehört. Lauter alte Klischees, lauter Halbwahrheiten, lauter Stimmungsmache – also genau die gefährliche Einseitigkeit, die uns vorgehalten wird. Mit einem entscheidenden Unterschied: Sie geben sich den Deckmantel journalistischer Objektivität.

Stichwort Objektivität. Wie objektiv, wie seriös sind eigentlich Medien, die Feindbilder schüren? Neuerdings werden wir ja gern „Atomkonzerne“ genannt. E.ON zum Beispiel hat in

etwa so viel Erzeugungskapazität in Erneuerbaren Energien wie in Kernkraft. „Erneuerbarer Energien-Konzern“ klingt aber – zugegeben – etwas holprig, und wirklich reiben kann man sich daran auch nicht. Da macht ein „Atomkonzern“ schon mehr her. Sicher nur zufällig wird mit diesem Begriff auch vieles einfacher: Hier die „Atomkonzerne“, da der Rest der Republik. Wenige Böse, viele Gute – alles klar. Und wer zu den Bösen gehört, hat natürlich auch keine Rechte mehr. Wenn ich Herrn Prantl richtig verstehe, sollen nicht Gerichte darüber entscheiden, ob man uns Steuermilliarden abnehmen und unsere Kraftwerke ohne Entschädigung stilllegen darf. Das hat ja die Vergabjury der „verschlossenen Auster“ schon getan. Nichts gegen Medien als vierte Gewalt im Staat, aber es gibt da noch drei andere! Und wie jedem Bürger, steht es auch uns frei, die dritte davon anzurufen, wenn wir unsere Rechte verletzt sehen.

Zu diesem Bild passt ganz hervorragend der Vorwurf des angeblich beispiellosen Lobbying-Einflusses bei der Laufzeitverlängerung. Festgemacht wird das ja vor allem an der ganzseitigen Anzeige mit dem Titel „Energiezukunft für Deutschland“. Aber dafür die verschlossene Auster? Offener als mit einer Anzeige kann man ja kaum deutlich machen, wofür man steht.

Die anschließende Berichterstattung hatte mit dem wirklichen Inhalt der Anzeige kaum noch etwas zu tun. Die großen Bösen hatten es gewagt, ihr Teufelszeug in aller Öffentlichkeit zu propagieren. Also her mit dem Pranger. Natürlich kann man die Anzeige kritisieren, das Instrument an sich, deren Inhalt oder beides. Aber mit Intransparenz – und die ist ja eines der Vergabekriterien für Ihren Preis – hatte auch das nun wirklich nichts zu tun.

Natürlich vertreten wir unsere Interessen, auch gegenüber den Medien. Und natürlich vertreten wir dabei auch Positionen, von denen wir wissen, dass viele sie nicht teilen. Dass viele Menschen – aus welchen Gründen auch immer – gegen die Kernenergie sind, war uns immer klar. Dafür haben wir auch Verständnis. Aber: Ist es wirklich ein kommunikatives Vergehen, wenn wir unsere Position vertreten? Gehört es nicht gerade zum Wesen eines demokratischen Gemeinwesens, unterschiedliche Meinungen und Positionen zu vertreten und zu diskutieren? Dass wir von der Sicherheit unserer Anlagen überzeugt sind, daran konnten auch die verheerenden Entwicklungen in Fukushima nichts ändern. Und mit Verlaub, das öffentliche Eintreten für die Sicherheit unserer Anlagen mag zwar nicht allen gefallen. Aber, dass wir mit diesen Positionen nicht den Mainstream der veröffentlichten Meinung treffen, kann die „Auszeichnung“ eigentlich auch nicht rechtfertigen.

Last but not least wird in der Preisbegründung unser jahrzehntelanges Bemühen angeführt, die Atomkraft als sicheren und besonders effizienten Weg der Energieversorgung

darzustellen. Hierum haben wir uns in der Tat bemüht. Aber Mühen reicht ja oftmals nicht aus. Und so muss man, zumindest wenn man vom Ende denkt, feststellen, dass unsere Kommunikation hier nicht erfolgreich war.

Vielleicht ist bereits die Vorstellung Utopie, dass es überhaupt jemals hätte möglich sein können, über das Angstthema Kernenergie ausgewogen und rational zu diskutieren. Aber das steht auf einem anderen Blatt. Fakt ist heute: Deutschland steigt aus der Kernenergie aus, das ist breiter politischer Mehrheitswille. Es bleibt uns gar nichts anderes übrig, als das zu akzeptieren.

Ob dieses Ergebnis durch mehr, andere oder gar bessere Kommunikation zu verhindern gewesen wäre, bleibt Spekulation. Aber das hätte Ihnen dann ja erst recht nicht gepasst. Dass wir mit der Kommunikation letztendlich nichts erreicht haben, ist leider eine Tatsache. Dass wir uns zumindest



bemüht haben, sprechen Sie uns nicht ab. Dass bereits das Bemühen ein Kritikpunkt ist, der zur Preisverleihung rechtfertigt, haben Sie entschieden.

Daher bleibt für mich unterm Strich ein Preis, den es zu verleihen galt für ein Thema, an dem kein Medienvertreter vorbeigehen konnte – mit einer Begründung, die nur dann nachvollziehbar ist, wenn man das Vertreten von Positionen, die aus Sicht der Vergabjury politisch falsch sind, als preiswürdiges Verhalten betrachtet. Den Preis der „verschlossenen Auster“ nehme ich daher entgegen, aber nicht an.

Aber: It's all about perception: Der Kritikpreis soll einen offenen Umgang mit den Medien bewirken. Wenn es uns in der Vergangenheit noch nicht bei allen von Ihnen gelungen ist, dies zu beweisen, soll unser Kommen und das Nichtwegtauchen ein Beleg dafür sein, dass wir es mit der Offenheit ernst nehmen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

Dr. Guido Knott ist Bereichsleiter Politik und Kommunikation bei der E.ON AG.



„Was Journalisten anrichten“ Rede und Diskussion

Mit Günter Grass (Schriftsteller)
und Prof. Dr. Thomas Leif (Moderation)

Günter Grass und die Steine des Sisyphos

Von Gesa Wicke

Poetisch, nicht politisch beginnt Günter Grass seine mit Spannung erwartete Rede auf der Jahrestagung. „Was Journalisten anrichten“ möchte der Nobelpreisträger von 1999 seinen zahlreich erschienenen Zuhörern erläutern, so jedenfalls ist es im Programmheft angekündigt. Der Autor selbst hat seine Ausführungen – passend zum Motto der diesjährigen Konferenz – mit dem Titel „Die Steine des Sisyphos“ überschrieben. Entsprechend literarisch ist der Einstieg: Gepriesen wird die Figur des Sisyphos, den Grass gar einen Heiligen nennt, gepriesen wird auch Albert Camus Bearbeitung des antiken Stoffes.

Und gerade, als man befürchten möchte, das Ganze verliere sich doch allzu sehr im Literarischen, schlägt Grass zu: Poltert metaphorisch über die zahlreichen Großereignisse des vergangenen Jahres, welche „die Schlagzeilen der Zeitungen fettleibig machten.“ Ärgert sich über die „Lächerlichkeit der Guttenbergschen Plagiatsaffäre“, über die Journalisten, die sich vom Ex-Minister blenden ließen, die ihn hochjubelten und wieder fallen ließen, weil sie Stoff brauchten, um ihre Zeilen zu füllen. Verzweifelt über die mediale Aufbereitung von Fukushima und seinen Folgen, von Aufständen in Nordafrika, von Finanzkriegen und Flüchtlingsströmen. Zusammenfassend, so Grass, „lässt sich sagen, der Journalismus lebt von der Hand in den Mund, zehrt von Sensationen und findet nicht Zeit oder nimmt sich nicht ausreichend Zeit, die Hintergründe all dessen auszuleuchten, was uns in immer kürzeren Abständen in dauerhafte Krisen bringt.“ Spontaner Zwischenapplaus ist die Reaktion auf jene Äußerungen.

Grass selbst jedoch scheint Zweifel zu haben am journalistischen Willen zur Selbstkritik. Sei er doch als prominenter Schriftsteller „oft genug hordenmäßiger Dreinrede, den Treibjagden des Kampagnenjournalismus preisgegeben.“ Es mag verständlich sein, dass Grass seine Ausführungen auch nutzt, um sich gegen frühere Attacken der Bild-Zeitung und Co. zu wehren – stärker jedoch hätte sein Appell sicherlich ohne solche Passagen gewirkt. Doch auch Ausnahmen von der journalistischen Regel gesteht der Autor seinen schreibenden Kollegen zu: Die „Zeit“ etwa erwähnt er lobend und würdigt deren Versuch, kritisch die eigenen Berichterstattung zur Bankenkrise zu hinterfragen.

Das eigentliche Problem jedoch – und hier liegt sicherlich einer der stärksten Punkte des gut einstündigen Vortrags – sieht Grass in der mächtigen Auswüchsen der Wirtschaftswelt, welche sich mehr und mehr zu einer Bedrohung des unabhängigen Journalismus entwickelten: So bedarf es seiner Meinung nach heute „keiner altmodischen Zensur mehr, die Vergabe oder Verweigerung von Anzeigen reicht aus, um die ohnehin in Existenznot geratenen Printmedien zu erpressen.“ Dennoch, so der Appell an die anwesenden Journalisten, „trotz unterschwelliger Schweigegebote wird es notwendig sein, durch gründlichen, mithin an die Wurzel gehenden Journalismus die Öffentlichkeit über unlegitimierte Machtgebrauch der Lobby aufzuklären.“

Aufklärung wünscht sich Grass auch über die genauen Hintergründe der von zu Guttenberg angestoßenen Bundeswehrreform, über die Zusammenhänge der aktuellen Griechenlandkrise oder die Abwicklung der DDR nach west-

deutschen Willem – ist es doch schließlich Aufgabe der Journalisten „den Finger in die Wunde zu legen, solange sie noch offen ist.“ Sorgen bereiten dem 83-jährigen zudem die „gegenwärtigen Ermüdungs- und Zerfallserscheinungen im Gefüge unseres Staates“: Das zunehmende Auseinanderdriften von Arm und Reich etwa, der wachsende Schuldenberg, die Übermacht der Banken und Finanzinstitute – all jenes macht es für Grass notwendig, „etwas bislang Unausprechliches zu tun, nämlich die Systemfrage zu stellen.“ Nicht die Revolution ausrufen wolle er – so seine gleich im darauffolgenden Satz an die Zuhörer gerichtete Beschwichtigung – vielmehr gehe es darum, sich kritisch mit den Auswüchsen des gegenwärtigen kapitalistischen Systems auseinanderzusetzen: In Grass’ Augen „ein Moloch, asozial und von keinem Gesetz wirksam gezügelt.“

Dramatische Worte und gleich darauf die rhetorische Frage: „Habe ich übertrieben? Wenn ja, dann nicht stark genug.“ Das Publikum lacht – Grass nähert sich dem Ende seiner Rede. Und was so poetisch begann, wird zum Schluss umso politischer. Berechtigt erscheint die Kritik des Nobelpreisträgers allemal. Ein wenig mehr Fokussierung auf das Kernthema – die Lage des Journalismus nämlich – hätte jedoch sicher gut getan. Dies erfolgt in der anschließenden Diskussionsrunde, welche Grass viel Lob für die harschen Worte beschert – auch wenn er bisweilen recht ruppig auf die an ihn herangetragenen Fragen reagiert. Keck antwortet er denn auch auf die Abschlussfrage von Moderator Thomas Leif, der sich nach drei Wünschen für einen besseren Journalismus erkundigt. „Da habe ich nur einen und der ist sehr egoistisch“, kommt prompt die Rückmeldung. „Ich würde mich freuen, wenn sich die Journalisten in Zukunft mehr mit dem Inhalt meiner Bücher beschäftigten, anstatt die Hälfte ihrer Artikel auf die Farbe meines Hemdes oder meiner Krawatte zu verschwenden.“ Ein wenig Alterszynismus zum Abschluss sei Grass vergönnt.



Ethik, Moral, Haltung – Diskussion zur Lage des deutschen Journalismus

Mit: Georg Mascolo (Chefredakteur „Der Spiegel“),
Giovanni di Lorenzo (Chefredakteur „Die Zeit“),
Hans Leyendecker („Süddeutsche Zeitung“),
Ines Pohl (Chefredakteurin „taz“)
Moderation: Tom Schimmeck (Autor und Journalist)

Fantastische Medien in einem glücklichen Land?

Von Jannik Jürgens

Worum sollte es in dieser Diskussionsrunde gehen? Moral? „Ein viel zu großes Wort“, wiegelte Giovanni di Lorenzo gleich zu Anfang ab. Ethik? Für eine spannende Diskussion nach den Maßstäben von Moderator Tom Schimmeck zu abstrakt. Haltung? „Das ist ganz wichtig“, lautete die einhellige Meinung der vier „Alpha-Journalisten“. Wie genau diese Haltung im journalistischen Tagesgeschäft aussehen sollte, blieb fürs erste unklar. Dafür gab es Gemeinplätze allenthalben. „Das Interessante an der Recherche ist, dass Menschen fast nie ihrem produzierten Bild entsprechen. Angebliche Arschlöcher sind oft nett und angebliche Heilige stellen



sich als Schnösel heraus“, stellte di Lorenzo fest. Leyendecker pflichtete seinem Kollegen bei. „Die Berichterstattung muss persönlicher werden und nicht willkürlich Oberflächlichkeit und Projektion bedienen. Wir Journalisten kennen diese Mechanismen, doch oft unterliegen wir Irrtümern.“

Mit einem aktuellen Fall von moralisch fragwürdigem Handeln konfrontierte Schimmeck taz-Chefredakteurin Ines Pohl. „In einer Allianz mit Helmut Markwort haben sie René Pfister den Egon-Erwin-Kisch-Preis aberkannt, als klar wurde, dass dieser Szenen beschrieben hatte, die er persönlich nicht erlebt hatte. Ist das in Ordnung?“ Schimmecks Bezug auf Helmut Markwort – eine Anspielung unter vielen, mit denen der Moderator versuchte, die Teilnehmer zu provozieren. Das sorgte für Lacher im Publikum, eine tiefergehende Diskussion förderte es nicht. Ines Pohl verteidigte die Aberkennung des Preises. „Es geht dabei um die Glaubwürdigkeit unseres Handwerks. Eine Täuschung ist keine Kleinigkeit und kann so nicht durchgehen.“ Georg Mascolo teilte diese Auffassung. „Die Tugend der Wahrhaftigkeit ist die höchste Tugend des Journalismus. Wir müssen ehrlich sagen, was wir wissen – und was wir nicht wissen“, sagte der Spiegel-Chefredakteur und plädierte für strenge Maßstäbe. Kritik äußerte er aber am Prozedere zur Aberkennung des Preises. Und am plötzlichen Wechsel der Kriterien für die Vergabe des Preises. „Früher sind Texte für eben diesen ambivalenten Stil ausgezeichnet worden. Das war ein Vorbild für Generationen von Journalisten“, monierte der Spiegel-Mann. Mascolo forderte eine öffentliche Jurysitzung, um die Nachvollziehbarkeit der Entscheidung zu gewährleisten.

Was die Krise des Journalismus mit großen Auflagen- und Anzeigenverlusten der Printmedien angeht, bezogen die „Chefs“ klar Stellung. Es existiert eine wirtschaftliche Unsicherheit auf Seiten der Verleger, die Hans Leyendecker zufolge eine einfache Ursache habe. „Die alten ökonomischen Modelle verschwinden schneller als neue Modelle wachsen“,

hielt der investigative Journalist fest. Georg Mascolo kritisierte das Verhalten der Verleger, die in den laufenden Tarifverhandlungen das Einstiegsgehalt für Journalisten um 30 Prozent senken wollten. „Artikel fünf der Pressefreiheit besagt nicht, dass privilegierte Verleger ein Recht auf zehn Prozent Rendite haben.“ Das Geldverdienen sei nicht falsch, aber auch nicht die erste Verantwortung für Verleger. „Gesucht wird der wahre Verleger“, meinte Leyendecker – einer der wie weiland Rudolf Augstein darauf achtet, dass Rendite zuvörderst journalistische Unabhängigkeit erwirtschaftet, wie Georg Mascolo erinnerte. Außerdem habe der Journalismus als vierte Gewalt eine wichtige Aufgabe für den



Erhalt der Demokratie. Eine Position, die sich Mascolo, Pohl, Leyendecker und di Lorenzo vermutlich auch erlauben können, weil sie mit ihren Medien zu den wenigen gehören, die nicht unmittelbar an finanzieller Not leiden.

Die Tendenz eines Gleichklangs im Journalismus sah Giovanni di Lorenzo. „Wir haben stark konformistische Medien. Entweder schreiben alle Zeitungen eine Person hoch, oder sie schreiben sie runter“. Der Druck beim Abweichen von dieser Meinung sei hoch, generiert durch die anderen Medien und die Leser. Das sei aber kein Grund dafür, nicht auszusichern. „Journalisten in anderen Ländern werden dafür eingesperrt. Wir können abweichen und sollten davon Gebrauch machen.“ Als Negativbeispiel beschrieb di Lorenzo die Situation in Italien. Dort sei es möglich, kritische Journalisten durch angebliche Affären aus dem Weg zu schaffen. Außerdem sei die Wirkung des Fernsehens so groß, dass eine investigativ arbeitende Zeitung wie „La Repubblica“ so gut wie keine Aufmerksamkeit erhalte. Georg Mascolo bezeichnete Italien politisch und medial als einen „failed state“. Das brachte Hans Leyendecker zu der Feststellung, der deutsche Journalismus befinde sich in einer guten Situation. „Es gab keinen Zeitpunkt, wo unsere Produkte so gut angenommen wurden wie heute. Das Interesse durch das Internet ist so hoch wie nie“, sagte er. Außerdem sei die Qualität des Journalismus gestiegen. „Die Recherche ist besser geworden und es werden Geschichten mit vielen Fakten gebracht. Es gibt Journalisten, die eine Mischform aus Augenmensch und Aktenmensch sind und dadurch gute

Ergebnisse liefern. Durch Beiträge im Spiegel und in der Zeit haben wir die Finanzkrise begriffen“, lobte Leyendecker seine Kollegen. Eine Warnung im Vorfeld der Krise habe aber nur selten stattgefunden. Georg Mascolo zeigte sich



selbstkritisch. „Wir haben zwar die Liberalisierung der Märkte kritisiert, müssen uns aber fragen, ob das deutlich genug war. Außerdem waren wir nicht früh genug.“

Tom Schimmeck ließ sich nach so viel Konsens auf dem Podium zur Schlussfrage hinreißen, ob Deutschland ein glückliches Land mit fantastischen Medien sei. „Wir sind moralisch in einem Zustand der Besserung“, sagte Georg Mascolo. Ines Pohl sieht den deutschen Journalismus an einem Scheideweg. „Es gibt Anlass zur Sorge, dass Alarmismus und Skandalismus die Berichterstattung bestimmen“. Hans Leyendecker gab keine Auskunft: „Ich habe das nicht recherchiert“. Für Giovanni di Lorenzo war das schon alles gesagt.

Jannik Jürgens ist Stipendiat der Journalistischen Nachwuchsförderung (JONA) der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS)



„Kachelmann & Co. – Wenn Journalisten zu Richtern werden“

Mit Ralf Höcker (Rechtsanwalt),
Sabine Rückert (Die Zeit),
Rudolf Gerhardt (Professor für Medienrecht)
und Robert Bongen (NDR)
Moderation: Kuno Haberbusch (NDR)

Opfer der vierten Gewalt

Von Jenny Kallenbrunnen

Wenn jemand angeklagt ist, dann darf man auch auf ihm herumtrampeln. Das ist so. Zeit-Autorin Sabine Rückert sagt es ganz klar. Aber bitte mit der nötigen journalistischen Sorgfaltspflicht, innerhalb juristischer Grenzen und erst dann, wenn die Anklage zugelassen ist. Von September 2010



bis Mai 2011 stand Wettermoderator Jörg Kachelmann vor dem Landgericht Mannheim; 43 Verhandlungstage, am 31. Mai wurde er freigesprochen. Bei der von netzwerk recherche organisierten Diskussion über „Journalisten als Vollstrecker eines Mediengerichts“ ist Sabine Rückert die einzige, die sich an der Berichterstattung zum Kachelmann-Prozess beteiligt hatte. Und eine der wenigen Journalisten, die nicht schon vor Zulassung der Anklage böses Blut erzeugten.

Der Prozess war bereits zum Medienfall geworden, bevor er begonnen hatte. Was hinter einer Schlafzimmertür passiert, ist wohl immer interessant – wenn auch kaum jemals rele-

vant. Wie weit darf die Pressefreiheit gehen? Während des Prozesses wird über intime Details aus dem Privatleben des Moderators berichtet, in Internet-Umfragen stimmen Leser ihrer Überzeugung entsprechend ab – ein Klick und Kachelmann ist schuldig oder unschuldig. Jeder kann mitmachen. Eine TV-Astrologin will im Fernsehen mit Karten den Ausgang des Prozesses prophezeien.

Kachelmann hat polarisiert. Die Medien haben sich früh entweder für oder gegen Kachelmann entschieden – und mit entsprechendem Fokus berichtet. Nachdem Tanit Koch, Redaktionsleiterin von Bild Hamburg, kurzfristig abgesagt und Bunte-Chefreporterin Tanja May sowie auch Alice Schwarzer ihr Kommen verweigert hatten, saßen auf dem



Podium nur Menschen, die sich schnell einig waren: Die scharfzüngige, parteiische Berichterstattung zum Kachelmann-Prozess ist zu verurteilen. „Wir kennen sie nicht, die

Wahrheit“, sagt Sabine Rückert, „ich habe nur das geschrieben, was ich weiß.“ Der Spiegel und die Zeit hatten die Meta-Berichterstattung übernommen.

Sabine Rückert trat als Heldin auf. Sie schreibt für die seriösen, für die guten Medien. Sie hat Kachelmann verteidigt. Sie war Kachelmanns mediale Anwältin, hat ihn in den Medien beschützt. Ralf Höcker war Kachelmanns echter Anwalt, sollte Kachelmann vor den Medien schützen und dafür sorgen, dass sein Fall gar nicht erst an die Öffentlichkeit gelangt. Nachdem das nicht gelungen war, brauchte Kachelmann Sabine Rückerts Berichterstattung als Gegengewicht



zu der der Burda-Blätter. „Ich habe gesehen, dass Jörg Kachelmann von und in der Öffentlichkeit fertig gemacht wird. Sollten Sie am Ufer stehen und winken, wenn Sie sehen, dass jemand ertrinkt?“ Dass sie mit in die Berichterstattung eingestiegen sei, „war keine journalistische Handlung, sondern eine menschliche“.

Zur Diskussion stand vielmehr: Sollten Journalisten überhaupt über Prozesse berichten? „Journalisten haben per se in einem Gerichtsverfahren nichts zu suchen“, sagt Ralf Höcker. Hat die Berichterstattung Einfluss auf das, was im Gericht stattfindet? Medienrechtler Rudolf Gerhardt sagt: natürlich. Was nicht in die öffentliche Wahrnehmung passt, was den Leuten nicht gefällt, wird nicht geschrieben. Laut einer von Moderator Kuno Haberbusch angeführten Studie des Kommunikationswissenschaftlers Hans Mathias Kepplinger fühlen sich mehr als die Hälfte der über 700 befragten Richter und Staatsanwälte durch das Medienecho in ihrem Verhalten im Prozess beeinflusst. 42 Prozent der Staatsanwälte und 58 Prozent der Richter sagten, sie würden an die Reaktion in den Medien denken, wenn sie die Strafhöhe fordern. Sabine Rückert hat nicht den Eindruck, dass sie Druck auf das Gericht gemacht habe.

In einer idealen Welt, so glaubt Höcker, hätte es während des Prozesses nur drei kurze Meldungen gegeben, ohne Namen, ohne Details: „Ermittlungen gegen deutschen Moderator“, „Anklage erhoben“ und „freigesprochen“. Für Höcker gibt es keine vierte Gewalt, „das ist Unsinn“, sagt er.

Robert Bongen erinnert: Die Gewalt der Medien besteht in der Kontrolle der Legislative, Exekutive, Judikative. Grundsätzlich war es also gut, dass die Medien im Prozess vertreten waren. Von wegen Türen zu, Vorhänge zu, Licht aus.



So sollte es nicht laufen. „Ich finde es gut, dass die Öffentlichkeit da war und dem Gericht gezeigt hat, dass es nicht in einer Dunkelkammer verurteilen kann“, sagt Sabine Rückert. Kontrolle eben. Aber wer kontrolliert die Medien?

„Deutsche Redaktionen – Migrantenfreie Zonen“

Mit Cem Sey (Taraf/Journalist Network) und Eberhard Seidel (Publizist und Journalist)

Mainstream-Meinung in Gefahr? Die Skepsis der Redaktionen vor den Migranten...

Von Yvonne Nadler

Wie lassen sich mehr Menschen mit Migrationshintergrund* in deutsche Redaktionen bringen? Vielleicht kommt diese Frage zu früh. 20 Jahre gar, wie ein Podiumsteilnehmer zum Ende des Vortrages anmerkt. Cem Sey ist anderer Meinung. Diese Frage habe er schon vor 20 Jahren gestellt. Damals begann Sey als Journalist in Deutschland zu arbeiten. Bis heute habe sich nicht viel getan. Bis heute stellt Sey sich die Frage nach dem Warum. Warum liegt der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund in deutschen Redaktionen bei zwei Prozent, wenn ihr Anteil an der deutschen Bevölkerung mittlerweile bei 20 Prozent liegt?

Sey vermutet die Gründe in einer anderen Weltsicht der Migranten und nicht darin, dass sie vermeintlich schlechter ausgebildet seien oder Sprachprobleme hätten. „Die Sicht der Migranten auf bestimmte Dinge ist häufig eine andere und oft sogar völlig konträr“, sagte Sey. „Die Verlagshäuser aber legen Wert auf Mainstream. Wer ihre Meinung nicht vertritt, wird ganz schnell als inkompetenter Journalist abgestempelt.“ Wie groß der „Mainstream-Druck“ sei, verdeutlichte Sey an Ereignissen, die in der Presse hitzig aber wenig kontrovers diskutiert wurden. So gelangten die Medien über den Ehrenmord an der kurdischstämmigen Hatun Sürücü im Jahre 2005 schnell zur Debatte über Integrationsunwilligkeit und -unfähigkeit bestimmter Migranten, eine Studie über Gewaltbereitschaft Jugendlicher wurde in der Presse zum Beleg für die Gewaltbereitschaft moslemischer Migranten skandalisiert. Sey wies darauf hin, dass in beiden Fällen nicht richtig recherchiert worden sei. Sein Fazit: „Ohne Migranten verkommen deutsche Medien zu Verkündern von Mainstream-Meinung.“ Eberhard Seidel, Ko-Referent und ebenfalls Journalist, hat von 1997 bis 2002 als Redakteur bei der taz gearbeitet und damals immer versucht, junge Kollegen mit Migrationshintergrund in die Redaktion zu bringen – mit mäßigem Erfolg. In den oberen Etagen der Verlagshäuser, bestehe zwar ein Problembewusstsein darüber, dass mehr Migranten in ihren Redaktionen arbeiten sollten, sagte er. Doch selbst, wenn diese Bewerber dieselben Qualifikationen haben wie deutsche Bewerber, würden die Chefs immer Letztere bevorzugen. Das Nachdenken über Integration, die bis in die deutsche Redaktionen reicht, bleibe stets einem Problem behaftet. „Das Konstruieren eines Wir und Ihr, zwei Gruppen, denen

nicht die gleichen Kompetenzen zugeschrieben werden“, sagte Seidel. Um mehr Migranten in die Redaktionen zu bringen, bedarf es deshalb mehrerer Schritte. Der erste sei das Bewusstmachen, der zweite bestehe darin, Probleme zu thematisieren. „Der dritte Schritt könnte eine Quote sein“, sagte Seidel. Er glaubt, dass es ohne eine solche Steuerung nicht gelingen wird, mehr Migranten in deutsche Redaktionen zu bringen.

Aus Erfahrung berichtete er von Schwierigkeiten aus dem Redaktionsalltag, sobald Migranten in den Redaktionen mitarbeiten. Zum einen bestehe große Skepsis, Migranten als „Gleiche unter Gleichen“, sprich als Kollegen zu betrachten. „Stattdessen gibt es Kompetenzzuschreibungen“, sagte Seidel. So seien es meist die Migrantinnen, die in Redaktionen damit beauftragt werden, über die Mann-Frau-Beziehung im Islam zu schreiben. „Außerdem gibt es nicht die Bereitschaft, Migranten Vertrauen entgegen zu bringen“, sagte Seidel. Er machte dies an einem Beispiel deutlich: Einem jungen moslemischen Kollegen untersagte die Redaktion, die Ereignisse des 11. September zu kommentieren. Die Begründung: Er sei nicht in der Lage darüber objektiv zu berichten.

Laut Seidel würden darüber hinaus viele deutsche Redaktionsmitglieder nicht wissen, wie sie mit Migranten umgehen sollen. „Vor allem die Generation 50 plus hat keinerlei interkulturelle Kompetenz in der Schule gesammelt“, sagte Seidel. „Sie schaut auf die Eingewanderten nicht selten wie auf ein Insekt, etwas Fremdes.“ Wann immer Migranten in Redaktionen kamen, habe sich das Klima stark gewandelt. „Es wurde nicht mehr so offen gesprochen, das Gemütliche ging verloren“, sagte er. Man habe eine große Unsicherheit gespürt und das eigene Weltbild in Frage stellen müssen. „Was ja nichts Schlechtes ist“, sagte Seidel.

Nach 45 Minuten blieben letztlich viele Fragen unbeantwortet: Ist das Neue kein Vorteil? Ist es nicht besser, eingefahrene Strukturen zu durchbrechen, eine Quote dazu sinnvoll? Und: Ist es tatsächlich zu früh für solche Fragen? Oder sind sie längst überfällig?

Yvonne Nadler ist Volontärin bei den Bremer Tageszeitungen.

*der einfachen Lesbarkeit halber im Folgenden manchmal mit „Migranten“ abgekürzt.



Früher war alles besser?! – TV-Magazine damals und heute

Mit Anja Reschke (Journalistin und Moderatorin),
Bernd Jakobs (Spiegel TV),
Franz Alt (Publizist),
Ilka Brecht (ZDF),
Luc Jochimsen (Die Linke)
Moderation: Hansjürgen Rosenbauer (Ehem. ORB)

Gute Zeiten, schlechte Zeiten

Von Christian Palm

Was haben eine Fernsehsendung und ein Panel bei der nr-Jahrestagung gemeinsam? Beides kann noch so gut sein, auf einem schlechten Sendeplatz geht es unter. Keine guten Voraussetzungen also für die Diskussionsrunde, die sich zum Thema „TV-Magazine damals und heute“ zusammengefunden hatte. Kurz nach der Mittagspause kamen relativ wenige Zuschauer, selbst ein geladener Gast verzichtete auf sein Kommen.

Wer das Tagungsprogramm erstellt hatte, wurde nicht geklärt, wer schuld ist am Bedeutungsverlust der politischen Magazine im öffentlich-rechtlichen Fernsehen aber schon. Es sind die Programmplaner und Intendanten. „Die politischen Magazine sind irrelevanter geworden mit der ‚Talkshowisierung‘ des öffentlich-rechtlichen Abendprogramms“,



sagte Franz Alt. Für die geballte, manchmal trockene Information der TV-Magazine bleiben immer öfter nur die un-

attraktiven Plätze im Programm. Alt, der frühere Moderator von „Report Baden Baden“, nannte zwei weitere Gründe



dafür, dass es ruhig geworden ist um die einstigen Stars der Fernsehpublizistik. Heutzutage fehlten die Tabuthemen. Und Ideologien, an denen sich die Macher der Magazine abarbeiten könnten, gebe es auch nicht mehr. Stimmt, sagte Anja Reschke von „Panorama“. Neulich habe sie sich mit Edmund Stoiber über Kindertagesstätten gesprochen. Voll des Lobes sei der gewesen für die neuen Betreuungsangebote. „Worüber soll ich mich denn heute noch aufregen?“ Zurzeit bleibt eigentlich nur die FDP als Feindbild.

Das war mal anders. Alt erinnerte sich an die Zeit nach der Katastrophe von Tschernobyl. Seine Chefs hatten sich so geärgert über einen Film bei „Report“, dass die Sendung abgesetzt wurde. Der Entschluss hatte zwar nur zwei Tage Bestand. Das Gefühl, mit seiner Arbeit für Aufsehen zu sorgen,

hielt dafür umso länger. Apropos Aufsehen: 15 bis 20 Millionen Menschen schauten früher zu, wenn Alt über den Bildschirm flimmerte. Heute ist Reschke zufrieden, wenn bei ihr drei Millionen einschalten.

Die Magazine bekämen heute keine ungeteilte Öffentlichkeit mehr, sagte ihre Kollegin Ilka Brecht von „Frontal 21“. „Damals gab es im Haushalt einen Fernseher. Und der hatte nur drei Knöpfe.“ Die Redaktionen hätten sich somit kaum Gedanken darüber machen müssen, wie sie die Zuschauer erreichen könnten. Früher war nicht alles besser. Einfacher war es schon, findet Brecht. „Wir müssen heute schneller sein“. Und unterhaltsamer.

Genau das kritisierte aber die Vierte im Bunde. Zu sehr werde heute darauf geachtet, die Beiträge zu personalisieren



und zu skandalisieren, kritisierte Luc Jochimsen. Die frühere Leiterin von „Panorama“ hält das zwar für interessanten Journalismus. Insgesamt hätten die TV-Magazine aber an Qualität verloren. Denn es gebe jede Menge Themen, die zu ernst seien, um sie lustig einzuleiten.

Das wollte die junge Generation nicht auf sich sitzen lassen. Reschke berichtete von ihren Recherchen im Panorama-Archiv. Anlässlich des 50. Geburtstags der Sendung hatte sie sich fast alle Sendungen angeschaut. Es war nicht immer ein Vergnügen. „Es gibt Filme, da rätselt man 10 Minuten lang, worum es geht.“ Und überhaupt: Sei es nicht früher leichter gewesen, das Gefühl zu wecken, einen Skandal aufgedeckt zu haben? Denn oft habe es gereicht, einen Artikel aus der „New York Times“ nachzuerzählen. Heute haben die Zuschauer den Text im Zweifel schon im Internet gelesen, da hat die „Panorama“-Redaktion noch nicht mal die Kamera aufgebaut. Unterhaltung sei nicht mehr als eine handwerkliche Frage, sagte ZDF-Frau Brecht. „Es geht darum, die Inhalte so zu präsentieren, dass die Leute zuschauen.“

Spätestens hier wäre die Meinung eines privaten TV-Magazin-Machers interessant gewesen. Wie sieht's dort aus mit dem Verhältnis von Information und Unterhaltung? Der Stuhl, vor dem das Namensschild von Bernd Jacobs, dem Chef-

redakteur von Spiegel-TV blieb aber leer. Jedenfalls bis Franz Alt („nach links rücken ist für mich kein Problem“) den Platz einnahm. „Magazine, die nicht aufregen, verfehlen ihren Auftrag“, sagte er noch von seiner neuen Position aus.

Eine neue Position scheint das einzige zu sein, was den Magazinen wieder zu mehr Aufmerksamkeit verhelfen könnte. An der Qualität liege es jedenfalls nicht, dass Publikum und Bedeutung der Sendungen geschrumpft seien, sagte Brecht. Die richtig guten Ausgaben von Frontal 21 hätten bestenfalls 200.000 Zuschauer mehr als die schlechten. Alles stehe und falle mit dem Sendeplatz. Und nochwas haben diese Diskussionsrunde und die politischen Magazine gemein: beide hätten mehr Zuschauer verdient.



Was dürfen Reporter? Zur Unterscheidung zwischen Erfahrenem und Erlebtem

Mit Cordt Schnibben (*Der Spiegel*),
Ines Pohl (*taz*),

Peter-Matthias Gaede (*Geo*)

Moderation: Andreas Wolfers (*Henri-Nannen-Schule*)

Erlebte Rede

Reporter robben gerne bis zum erzählerischen Hautkontakt an ihre Hauptfigur heran. Das fesselt im Idealfall den Leser, kann aber zum Problem werden – wie nicht nur der Fall René Pfisters beweist.

Von Sara Sundermann

Taz-Chefin Ines Pohl greift energisch zum Wasserglas und zieht eine Braue in die Höhe. Die Mundwinkel von Spiegel-Ressortleiter Cordt Schnibben zucken verräterisch. Im Hamburger Konferenzzentrum des NDR brodelt es. Immer wieder fällt der Name von Reporter René Pfister, der den Henri-Nannen-Preis erhielt und gleich wieder verlor. Vielleicht fällt sein Name sogar öfter, als es den Diskutanten selbst gefällt. Schließlich geht es auch jenseits des Einzelfalls um die Frage, was Reporter dürfen – und wie sie Szenen beschreiben können, die sie nicht selbst erlebt haben.

Bei der soeben inszenierten Situation war die Autorin sogar dabei. Dennoch sind die Details frei erfunden – anders als die Eingangsszene von Pfisters kurzzeitig preisgekröntem Seehofer-Porträt. Die Autorin saß nämlich im Konferenzraum K 3 schlicht viel zu weit hinten, um das Mienenspiel der Podiumsteilnehmer beobachten zu können. Sie hat auch später nicht nachrecherchiert, hat keine Gäste aus der ersten Reihe befragt und heimlichen Fotografen keine Nahaufnahmen entrungen. Sie hat sich die Szene lediglich ausgemalt. Der Einstieg ist also bei näherem Hinsehen nach jeglichen Kriterien journalistischer Ethik verpöcht – und tut der Wirklichkeit im Allgemeinen und ihren Protagonisten im Besonderen Unrecht.

Wann ist Inszenieren erlaubt?

Was aber wäre, wenn die Autorin recherchiert hätte, wie es eine gute Reporterin tut, und jede Einzelheit der Eingangs-

szene minutiös belegen könnte? Wenn es diverse Zeugen aus der ersten Reihe gäbe, ein Handy-Video vom energischen Glasgriff der Ines Pohl und dem Mundwinkelzucken des Cordt Schnibben? Und wenn zwei der Diskutanten selbst die Szene übereinstimmend so geschildert hätten wie beschrieben: Wäre die Inszenierung dann zulässig?

„Ja, aber der Reporter sollte dann eben auch seine Quellen für den Leser offenlegen und nicht vortäuschen, er habe in der ersten Reihe gesessen“, sagen die einen. „Eine Reportage, in der alle Quellen minutiös aufgedeckt werden, ist schon allein sprachlich schwer vorstellbar“, entgegnen die anderen. „Es muss nicht jeder Text mit einem szenischen Einstieg beginnen“, ergänzen die Dritten.

Reportagetipps für Nachwuchsjournalisten

Taz-Chefin Pohl gab im Konferenzraum Reportage-Tipps für angehende Journalisten: „Ich rate jungen Kollegen, sich gut auf eine Reportage vorzubereiten und dann nicht mit einer festen These, sondern neugierig und ergebnisoffen in die Situation zu gehen“, sagt Pohl. Natürlich flößen in Reportagen immer auch Elemente ein, die nicht selbst erlebt seien. Dennoch rät die Chefredakteurin zur Vorsicht beim Insinuieren, wenn Journalisten nahelegen, sie hätten eine Szene mit eigenen Augen gesehen.

Pohl gehörte der Jury des Nannen-Preises an und stimmte dafür, Pfister den Preis wieder abzuerkennen – nachdem klar wurde, dass er nie persönlich in Seehofers Hobbykeller mit der Modelleisenbahn gewesen war, die er in seiner Schlüs-

selszene beschreibt. Eine Entscheidung der Jury, die Pohl im Verlauf der Tagung mehrfach begründen und gegen Kritik verteidigen musste.

„Eine gute Reportage braucht einen Held, eine Bühne und vor allem Szenen“, sagt Cordt Schnibben, Ressortleiter beim Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“, in dem die umstrittene Pfister-Reportage erschien. „Aber viele Reporter haben nicht die Szenen, die sie brauchen – und vergewaltigen dann ein Material, das eigentlich für die Reportage nicht taugt.“ Schnibben betont, dass die Reportage eben nur eine Form unter vielen sei, die man nicht verherrlichen solle.



„Pfister war kein Hochstapler“

Er las den Pfister-Text erst nach der Veröffentlichung und sagt später, er als Ressortleiter hätte den Autor gefragt, woher er von der Eisenbahn in Seehofers Keller wisse. Tatsächlich hatte Seehofer Pfister offenbar im Flugzeug von seiner Miniaturwelt im Keller erzählt. „Der Mann ist so besessen von seiner Eisenbahn, dass er noch 200 Kilometer Entfernung im Flugzeug davon erzählt“, sagt Schnibben. Er hätte Pfister dazu geraten, genau das aufzuschreiben und damit einzusteigen, weil das sogar die stärkere Szene sei. „Pfister ist kein Hochstapler, sondern er war nicht Herr seines Materials und hat dessen Potential nicht ausgeschöpft“, sagt Schnibben. Geo-Chefredakteur Peter-Matthias Gaede, der wie Pohl in der Nannen-Jury saß und zuerst gegen die Verleihung und später gegen die Aberkennung des Preises stimmte, sieht die Lage wiederum anders: Er geht davon aus, dass auch in den preisgekrönten Reportagen der vergangenen Jahre rekonstruierte Szenen vorkommen. „Wir bestrafen Pfister für etwas, das uns selbst sehr nahe liegt“, sagte Gaede. Der Geo-Chef betonte, dass die Reportage ohnehin immer subjektiv sei und der Journalist sein Material stets gliedere und arrangiere. „Das hat auch Pfister getan“, sagte Gaede. „Das Wichtigste ist, dass ein Reporter integer ist, dass er die Wahrheit sagt.“ Er könne sich keine Reportage vorstellen, in der hinter jeder rekonstruierten Szene eingefügt sei, wer dem Autor diese Information gab, so Gaede. Er hebt hervor, dass im Fall der Reportage auch das Vertrauen des Lesers in den Reporter und Gestaltungsfreiheit des Autors nötig seien. „Zur Reportage gehört letztlich auch eine Inszenierung des Materials“, betont Gaede. „Es muss doch einem Autor wie Pfister erlaubt sein, etwas über Seehofer zu wissen.“

Wie stark dürfen sich Reporter ihr Wissen zu eigen machen?

„Natürlich darf der Reporter etwas wissen, und natürlich darf er Szenen verwenden, die er nicht selbst erlebt hat“, entgegnet Ines Pohl, „aber er muss sie kenntlich machen.“ Sie betont, dass der Nannen-Preis eine große Auszeichnung sei, die auch Vorbildcharakter habe. „Wir befinden uns in einer Zeit, in der der Umgang mit Quellen oft in eine Richtung geht, die problematisch ist“, sagte Pohl. „Wir haben Pfister den Preis auch deshalb aberkannt, damit es Diskussionen wie diese gibt.“ Quellen-Angaben in Reportagen fordert später allerdings auch Spiegel-Redakteur Schnibben, der Pohl mehrfach widerspricht. Er formuliert drei Regeln für die szenische Rekonstruktion:

1. Der Reporter muss mit mehreren Zeugen gesprochen haben, die das Gesagte und Geschehene bestätigen.
2. Er muss Dokumente haben, die das zeigen, was er rekonstruiert.
3. Er sollte bei der Rekonstruktion die eigenen Quellen offenlegen.

Im Lauf der Diskussion wurde allerdings nicht nur die inszenierte Nähe des Reporters zu seinen Hauptpersonen als Problem benannt, sondern auch die oft damit verbundene Tendenz zum Psychologisieren: Als ein Beispiel dafür zitierte Moderator Andreas Wolfers, Leiter der Henri-Nannen-Schule, neben anderen Texten auch Pfisters Text über Seehofer: „Aus der Seitenablage der Limousine zieht er jetzt feuchte Desinfektionstücher, sie riechen stechend nach Zitrone. Er fährt sich damit über die Innenflächen der Hände. Es sieht aus, als wolle er sich den Bürgerkontakt abwaschen.“

Im Kopf der Menschen schreiben

„Es gibt viele Journalisten, die quasi im Kopf der Menschen schreiben“, sagt Gaede. Dieses Wissen, dass sich nicht nur auf Handlungen, sondern auch auf Gedanken beziehe, stoße aber irgendwann an seine Grenzen, so Gaede. Pohl kritisierte daran anknüpfend die extreme Nähe zur Politik, die gerade im Spiegel häufig gepflegt und von den Reportern erwartet werde. „Diese Nähe hat dann allerdings auch mit Zeit und Geld zu tun und mit besonderen Informationen, an die der Spiegel vielleicht kommt, aber nicht etwa mit Fantasie“, erwidert Spiegel-Ressortleiter Schnibben. Einen schönen Nachklapp zur Veranstaltung bildete übrigens der Kommentar von Günter Grass, der die Debatte aus Schriftstellersicht und aus der Höhe des Ehrenredners herab mit einem Handstreich vom Tisch fegte: Als er nach seiner Meinung dazu gefragt wurde, dass man Pfister den Preis aberkannt habe, weil er seine Schlüsselszene nicht selbst erlebt hatte, erwiderte Grass: „Was für ein Unsinn! Natürlich darf er das!“ Die Einbildungskraft habe ihm persönlich als Schriftsteller oft als besonders wichtige Kraft zur Seite gestanden, sagte Grass: „Manches Dokument muss man erfinden, und es trieft dann nur so vor Wahrheit.“

Sara Sundermann ist Volontärin bei den Bremer Tageszeitungen.



Hohe Gewinne, niedrige Löhne? – Streiks bei den Zeitungen

Mit Angelika Ohland (Freischreiber),
Christian Nienhaus (WAZ-Mediengruppe, ZVNRW),
Jens Lohwieser (Raufeld Medien),
Renate Gensch (DJU),
Rolf-Dieter Lafrenz (Schickler Beratungsgruppe)
Moderation: Klaus Raab (Freier Wortjournalist)

Was fehlt: ein Konzept für die Zukunft

Von Stefanie Stahlhofen

Was haben der Tarifstreit in der Zeitungsbranche und Kaukummi gemeinsam? Beide sind zäh und ziehen sich lang. So wurden die Vertragsverhandlungen von Verlegern und Journalistenverbänden (DJV und DJU) Ende Juni in der siebten Verhandlungsrunde erneut vertagt – obwohl das Treffen bis spät in die Nacht gedauert hatte. Die Teilnehmer der nr-Debatte „Hohe Gewinne, niedrige Löhne? – Streiks bei den Zeitungen“ diskutierten derweil mit Moderator Klaus Raab im zur Hälfte gefüllten Raum bereits weiter – eingestimmt durch den ZAPP-Fernsehbeitrag „Kampf um Qualität – Journalismus unter Tarif“ (NDR.de).

Ein Problem der Tarifverhandlungen ist, dass die Zeitungsverleger zwar über Einbußen klagen, ihre Zahlen aber nicht offen legen müssen. Deshalb war es an Christian Nienhaus vom Zeitungsverlegerverband NRW (ZVNRW), die Lage zu schildern. Allein die WAZ habe einen Auflagenverlust von 17 Prozent erlitten. „Die zunehmende Nutzung anderer Medien, vor allem im Internet, reduziert die Zahl der Zeitungsleser“, so Nienhaus. Auch große Werbekunden wie ALDI-Süd seien ausgestiegen. Der Verleger klagte: „Wenn man eine Zeitung herausgibt, die Verluste macht, will man sie retten. Aber die Maßnahmen werden oft nicht verstanden.“ Die WAZ habe doch viele Stellen gestrichen, wandte Klaus Raab ein: Von 900 Mitarbeitern waren 300 gekündigt worden. Falsch, erwiderte Nienhaus, die Arbeit sei lediglich „verdichtet“ worden. Früher hätten vier Zeitungen der WAZ-Gruppe ihre Reporter zum Spiel des BVB geschickt, die alle einen Spielbericht geschrieben hätten – das sei Doppelarbeit. „So geht aber auch Vielfalt verloren“, warf Moderator Raab ein. Nienhaus ließ dieses Argument

jedoch nicht gelten: „Doppelarbeit vermeiden führt nicht unbedingt zu Qualitätsverlust. Zu weniger Vielfalt ja, das gebe ich zu.“ Außerdem ergänzte er, dass der Leser



Qualität nicht immer zu schätzen wisse. Er betonte jedoch auch die bedeutende Stellung der Medien: „Für die Demokratie sind Presse und freie Medien systemrelevant.“ Das Thema bestimmte eine der zentralen Fragen, die sich leider nicht wirklich beantworten ließ: Wie lässt sich sparen und gleichzeitig die Qualität des Journalismus garantieren?

Um die Zukunft des anspruchsvollen Journalismus fürchtet auch die freie Journalistin Angelika Ohlan: „Sie können so doch keine guten Journalisten mehr gewinnen. Zu diesen Preisen und Konditionen kann man nicht arbeiten“, sagte sie bestimmt. Die Trennung von PR und Journalismus wurde in diesem Zusammenhang ebenfalls kritisch dis-

kutiert, da viele Freie sich nur durch PR-Jobs über Wasser halten können.

Richtig zur Sache ging es, als Renate Gensch von der Deutschen Journalistinnen und Journalisten-Union (DJU) nach einiger Zeit zum Podium hinzukam (ihr Zug hatte sich verspätet). Sie bot Nienhaus wiederholt Paroli und nahm kein Blatt vor den Mund: „Es sieht so aus, als wenn man dabei bleiben will, Redakteuren Geld wegzunehmen,



um es mal auf den Punkt zu bringen“, sagte Gensch. Sie erwähnte die geplante Arbeitszeitverlängerung bei gleichzeitiger Streichung oder Senkung von Weihnachts- und Urlaubsgeldern sowie die Kürzung des Gehalts junger Journalisten um 25 Prozent. Gensch, Ohland und Teile des Publikums waren sich außerdem einig, dass sich in der Realität nicht alle Verlage an die vereinbarten Vergütungsregeln für Freie halten.

Es ging in der Debatte viel um Geld und die Probleme der Gegenwart. Für Rolf-Dieter Lafrenz, Medienberater der Schickler Beratungsgruppe, stellt sich eine zentrale Frage: „Wie können wir Verhältnisse schaffen, dass die Zeitung in die Zukunft passt?“

Er selbst hält ein bezahltes Informationsangebot im Internet (e-paper) für eine gute Lösung. Dies müsse ausgebaut und für die Leser attraktiv gemacht werden. Außerdem sieht er den Wandel von der Tageszeitung zum cross-medialen Produkt, bei dem der Nutzer entscheiden kann, ob er Print oder Online bevorzugt. Jens Lohwieser von Raufeld Medien, einem Anbieter für Serviceleistungen im Zeitungs- und PR-Bereich, fragte provokativ, ob Journalisten noch Verlage bräuchten. Seiner Meinung nach ist dies immer weniger der Fall, jeder könne sich mit einem Blog selbständig machen. Das Problem sei hier, und da war er mit Lafrenz einig, dass es noch kaum Geld für Online-Content gebe.

Als die Diskussionsrunde an diesem spannenden und wichtigen Punkt angelangt war, wurde die Zeit leider knapp. Journalisten, Verleger und Leser brauchen ein tragfähiges

Konzept für die Zukunft – damit vom Kaugummi mehr bleibt, als der fahle Nachgeschmack, wenn zulange darauf rumgekaut wurde.

Stefanie Stahlhofen ist Volontärin der Stabsstelle Kommunikation im Erzbistum Freiburg und besucht die Volontärskurse des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp).



Von Tschernobyl bis Fukushima – Die Halbwertszeit des Wissens über Atomkraft

Mit Fritz Vorholz (*Die Zeit*),
Jeanne Rubner (*Süddeutsche Zeitung*),
Ranga Yogeshwar (*WDR*)
Moderation: Holger Wormer (*Universität Dortmund*)

Knackige Sätze

Von Helge Dickau

Die Unterschiede zwischen Tschernobyl und Fukushima, sind sie wirklich so groß? Eine „Betrachtung der Medien“ verspricht Moderator Holger Wormer, bei der man „vielleicht auch noch was über Kernenergie lernt“: Beides wird nur teilweise eingelöst.

Links von Holger Wormer, Professor mit Schwerpunkt Wissenschaftsjournalismus, sitzt Jeanne Rubner, eine studierte Physikerin, die lange Zeit Wissenschaftsredakteurin bei der Süddeutschen Zeitung war, bis sie ins Politik-Ressort wechselte. Auf der anderen Seite ganz außen: Fritz Vorholz von der Zeit, zwar kein Physiker, aber trotzdem kompetent in Sachen Atom. Rechts vom Moderator der bekannteste Gast: Ranga Yogeshwar, Physiker und spätestens seit Fukushima als Atomkraftexperte im Gedächtnis haften geblieben. Sein Laptop zeigt an: Yogeshwar hat was mitgebracht.

Doch zuerst wird eine Kernfrage diskutiert: Hat sich die Berichterstattung in den 25 Jahren zwischen den Katastrophen verändert? „Ich glaube, dass sich die Berichterstattung professionalisiert hat“, sagt Jeanne Rubner. Seit Tschernobyl habe sich in den Redaktionen was getan, sie seien zu der Erkenntnis gelangt, dass sie Experten brauchen – allein die Süddeutsche habe drei Physiker in der Redaktion. „Das Vertrauen in die Wissenschafts-Kollegen ist gewachsen“, so Rubner, und die Berichterstattung deswegen auch generell besser geworden.

Der Zeit-Kollege widerspricht. Dass eine Professionalisierung in jeder Hinsicht stattgefunden habe, sagt Vorholz, da sei er „nicht sicher“. Tschernobyl und Fukushima: In beiden Fällen seien Informationen vorenthalten worden, „da sehe ich keinen

großen Unterschied“. Behörden und Journalisten, beide tappten im Dunkeln. „Für fehlende Informationen braucht es keinen totalitären Staat“, ergänzt Holger Wormer.

Die Reihe ist also an Ranga Yogeshwar, die dritte Meinung ins Feld zu führen. „Die Phänomene waren völlig unter-



schiedlich“, sträubt er sich gegen eine Vergleichbarkeit. Im Falle von Tschernobyl habe es „kein Privatfernsehen, kein Internet, kein Video“ gegeben. Die Infrastruktur heute sei eine völlig andere, von Fukushima gab es „viel mehr Zahlen, Bilder, Fernsehkanäle“. Der Berichterstattung in Hörfunk und Print attestiert Yogeshwar „zum Teil exzellente“ Qualität, dem Fernsehen, dem Medium, in dem er selbst zu Hause ist, „die Note fünf bis fünf minus“. Es habe Hilflosigkeit geherrscht angesichts des komplizierten Themas.

Es kommt sein in Erinnerung gebliebener Fernsehauftritt zur Sprache, als Yogeshwar im ARD-Brennpunkt die Kern-

schmelze mit Wasserglas, Sektkühler und Textmarker erklärte. Für ihn „ein Waterloo des Erklärens“, es war schlicht nichts anderes zur Hand. Aber die Chefredakteure hätten es da erst verstanden, erzählt er.

Erstmals kommt die Diskussion weg von der Reihum-Abfrage, die Limitierungen des Fernsehens kommen auf's



Tapet. Der Tenor: Komplizierte Themen wie ein Reaktorunglück lassen sich auf bedrucktem Papier besser erklären, man hat – selbst bei einer Tageszeitung – mehr Zeit. Das Fernsehen hingegen steht unter dem Zwang, ständig Neues zu präsentieren.

Hinzu kommt dann noch der größte Unterschied zwischen der Medienlandschaften 1986 und 2011: Das Internet erhöht die Schlagzahl dermaßen, dass es auch zu Vermutungen kommt, die sich in einen Strom synchronisierter Medien verwandeln. Ranga Yogeshwar zeigt's per Laptop, sein Beispiel: Die vermissten Brennelemente von Jülich, die sich letztendlich als überhaupt nicht vermisst entpuppten. Bis dahin war allerdings schon eine Meldung nach der anderen durch's Netz gewandert, dass Nordrhein-Westfalen ein großes Atomsicherheits-Problem habe. Spitzzünftig bemerkt Yogeshwar: „Das ist ein Unterschied zu 1986: „vermutet“ und ähnliche Vokabeln, das ist ein Journalismus, den zumindest ich so nicht gelernt habe.“ Fachkenntnis helfe manchmal, holt er noch aus, und: „2011 ist das erste, was man am nächsten Tag fragt, nicht: Waren wir korrekt? Sondern: Wie war die Quote?“

Eine umfassende Kritik, die sich aber die Vertreter der Printjournalisten nicht auf die Fahnen schreiben wollen. Rubner und Vorholz sind sich einig, dass ihre Redaktionen kompetente Arbeit geleistet haben. Ob Süddeutsche und Zeit allerdings repräsentativ für die deutschen Printmedien sind, ist eine Frage, die nicht beantwortet wird. Obwohl sie explizit gestellt wird: Ob Fehler in der Berichterstattung nicht auch mit strukturellen Problemen in den Redaktionen zu tun hätten, will einer aus dem Publikum wissen. Trotz umfassender Redebeiträge bleiben alle drei Podiumsgäste die Antwort schuldig.

Bleibt noch die besondere deutsche Reaktion auf Fukushima, die letztlich im Atomausstieg mündete. „Deutschland ist betroffener von Fukushima als Japan“, sagt Ranga Yogeshwar und zeigt an einer Grafik, wie schnell die hiesige Berichterstattung über das Atomunglück jene über die Erdbebenkatastrophe quantitativ überholt hat. Ob die deutsche Presse einen Anteil an der Kehrtwende der Bundesregierung gehabt habe, fragt noch einer. „Das würde ich völlig verneinen“, wehrt Jeanne Rubner ab. „Merkel und Seehofer haben das aus völliger Opportunität getan.“

Klare Worte, und daran mangelte es der Veranstaltung generell nicht. Eine richtige Diskussion entwickelte sich allerdings auch nicht, dafür war das Schema, auf eine Frage drei Antworten abzufragen, zu starr. Etwas Dynamik und Offenheit hätte gut getan. Ranga Yogeshwar war sicherlich mehr als der Promi-Faktor auf dem Podium. Allerdings neigte gerade er dazu, Themen an sich abgleiten zu lassen, indem er sie nach Lust und Laune beantwortete oder wortreich ignorierte. Einiges blieb leider so oberflächlich, wie es Yogeshwar selbst im Gespräch über die deutschen Medien kritisiert hatte. Ein knackiger Satz reicht eben manchmal nicht aus – vor allem nicht bei einem so komplizierten Thema.



„Relevanz oder Firlefanz? – Was bestimmt die Schlagzeilen?“

Mit Fritz Wolf (Freier Medienjournalist),
Dr. Kai Gniffke (Chefredakteur ARD-aktuell),
Wolfgang Büchner (Chefredakteur dpa)
Moderation: Dr. Eva-Maria Schnurr (Freie Journalistin)

Mehr Gewichtung – weniger Lücken

Von Ann-Kathrin Wetter

An Nachrichten mangelt es in diesen Tagen nicht. Doch trotz Revolutionen in der arabischen Welt, der japanischen Atomkatastrophe und dem Rücktritt des Verteidigungsministers konnten die klassischen Medienunternehmen nicht von den Krisen der vergangenen Monate profitieren. Spiegel Online und N24 hingegen schon. Was denn da schief gelaufen sei, fragt Moderatorin Eva-Maria Schnurr provokativ zu Beginn der Diskussion. Sie unterstellt, dass es an den Bedürfnissen der Zuschauer vorbeigehe, wenn Mubarak eine Rede halte und das Publikum die Bilder nicht live sehen könne.

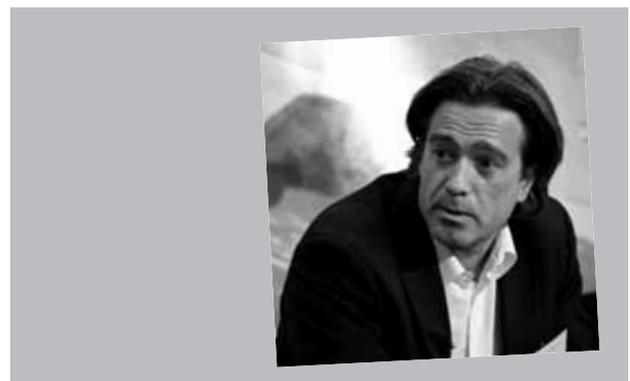
Kai Gniffke kontert: „Bildmaterial laufen lassen kann jeder, aber man sollte auch den Mut haben, journalistisch zu gewichten.“ Und die Gewichtung sollte, so Gniffke, nach folgenden Relevanz-Kriterien erfolgen: „Wie viele Menschen



betrifft das Ereignis? Wie einflussreich sind die handelnden Akteure? Welchen Einfluss wird das Ereignis auf die künftigen

Entwicklungen haben?“ Das worüber man spricht, sei lediglich interessant, nicht relevant und relevant komme vor interessant, so Gniffke.

Wolfgang Büchner teilt die Meinung Gniffkes nicht ganz. Büchner fasst die aktuellen Entwicklungen der Nachrichtenwerte zusammen. Er weist darauf hin, dass in der Gesell-



schaft, die materiell wenig zu fürchten hat, neben klassischen Nachrichtenfaktoren wie Einfluss auch die Bedeutung anderer Nachrichtenfaktoren, zum Beispiel Prominenz, zugenommen hat. Büchner hält diese Verschiebung innerhalb des Koordinatensystems der 22 Nachrichtenfaktoren für legitim. Er meint, dass diese gesellschaftlichen Interessen auch in der Berichterstattung berücksichtigt werden müssten.

Spannenden Input bekommt das Gespräch immer wieder durch Fritz Wolf, der auf einmal dem ARD-Mann Gniffke vor-

wirft, auf den EHEC-Hype aufgesprungen zu sein, obwohl er angekündigt habe, EHEC nicht zum Aufmacher machen zu wollen. Gniffke muss seine Redaktion verteidigen. Man müsse eine Berichterstattungswelle nicht eröffnen, aber irgendwann entstehe ein Informationsbedürfnis bei den Bürgern, dem man nachkommen sollte, sagt er. „Es gibt Mechanismen, denen kann man sich auch als selbstbewusste Tagesschau-Redaktion nicht entziehen.“

Wolf bleibt bei den Berichterstattungswellen: „Das Problem ist, dass Interessantes sich so aufbäumt und dann wieder abebbt, ganz schnell.“ Die Berichterstattung dazwischen fehle. Journalisten würden mit einer immer größeren Fülle an Informationen konfrontiert. Sie müssten, da sind sich die drei Diskutanten auf dem Podium einig, in die Pflicht genommen werden, stärker zu selektieren und mehr Hintergründe zu erklären. Mut zur Lücke war gestern.



Nachrichten würden immer komplexer. Wolf appelliert deshalb an alle, nicht nur Nachrichten-Macher zu sein, sondern auch die Lücken in der Berichterstattung zu füllen und über Hintergründe zu berichten. Gniffke spitzt die Forderung nochmals zu: „Es gibt eine Lust der Leute zu verstehen.“ Journalisten müssten daher aufhören immer nur Tote zu zählen und stattdessen Erklärungen liefern.

Auch die Nachrichtenagenturen müssten sich in einem solchen System anpassen. Sie sollten weniger als Goldgrube für Copy-Paste-Freudige dienen, so Büchner. Agenturen müssten zusätzliche Erklärstücke und Gespräche liefern, sodass die nachgelagerten Medien über eine möglichst große Bandbreite von Aspekten verfügen könnten. In seiner Redaktion diskutiere man zurzeit darüber, wie man wirklich große Themen groß und kleine Themen klein machen könne. Ein erster Ansatz.

Wolf warnt zuletzt vor den Gefahren, die die Entwicklung digitaler Medien mit sich bringt. Das Nachrichtengewerbe werde immer schneller und niemand wisse, wo die Bremse sei. Die Gefahr: Nicht sichtbare Dinge würden vom Tisch geschoben und Themen, die gut gebildet werden könnten,

würden aufbereitet. Notwendig sei eine Gesamtprogrammierung, bei der Kontinuität und Aktualität in ein besseres Gleichgewicht gebracht werden.

Auch Gniffke besorgt die Art der Beschleunigung, mit der Gesellschaft und Medien konfrontiert sind. Er stellt zum Ende der Podiumsdiskussion folgende Fragen: „Ist die politische Klasse der Beschleunigung gewachsen? Ist Schule mit ihren klassischen Fächern noch so, wie sie sein müsste? Sind die Medien der Fülle an Nachrichten gewachsen?“ Abschließend beantwortet er seine letzte Frage – gänzlich neu ist seine Idee nicht: „Es geht nur über stärkeres Sieben.“



Schön, Euch zu haben. Was Pressesprecher über Journalisten denken

Mit Robert Ardelt (APCO Worldwide),
Nils Klawitter (Der Spiegel),
Prof. Dr. Klaus Kocks (CATO Sozietät),
Dr. Tobias Korenke (Autor und Berater)
Moderation: Gottlob Schober (SWR)

„Journalisten sind die Feinde, die wir lieben“

Von Michael Feuersenger

Zuverlässig rückt die Jahrestagung des Netzwerk Recherche auch das viel beschworene Missverhältnis von Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit in den Fokus. Einblicke in einen Bruderkampf, den letztlich keiner gewinnen kann.

Offensichtlich haben viele Kolleginnen und Kollegen die Chance genutzt zur „Feindbeobachtung“. Jedenfalls ist der Veranstaltungsraum prall gefüllt, als der Moderator des Podiums, Gottlob Schober, eingangs um eine Einschätzung bittet, was Pressesprecher und Berater denn schließlich dächten von den Journalisten. Ein Statement lässt aufhorchen: „Journalisten sind die Feinde, die wir lieben!“ Mit diesen Worten beschreibt Klaus Kocks ein paradoxes Phänomen: gute Öffentlichkeitsarbeit braucht guten Journalismus und umgekehrt. Das heißt nicht, dass die publizistischen Lager nicht klar getrennt seien voneinander; was etwa Nils Klawitter unterstreicht, wenn er mehrfach deutlich macht, dass der Journalist – anders als der Berater – Partner von niemandem sei. Die vielgescholtene Zunft der Interessenvertreter möchte es aber nicht allein dabei bewenden lassen, das wird im Fortgang der Diskussion klar. Das Schwarz-Weiß-Schema, nach dem die Lobbyisten immer die Bösen und die Journalisten die Guten sind, scheint heute zumindest zur Debatte zu stehen. Verlage engagierten sich zunehmend in der Beratung, bemerkt Kocks. Redaktionen vermengten häufig Berichterstattung und PR, moniert etwa Robert Ardelt. Tobias Korenke wirft die Frage auf, ob die journalistische Devise nicht allzu oft laute: interessant vor relevant, und macht sich an unterschiedlicher Stelle stark für ein höheres Maß an Medienkritik. Nun benennt Klawitter in seiner Entgegnung ein Kernproblem, dass die Medienschaffenden beschäftigen: „PR ist

längst nicht mehr klar als solche zu erkennen.“ Im Streit um die Atomkraft etwa seien Euphemismen wie ‚Brückentechnologie‘ oder ‚Stromlücke‘ geschaffen und der Störfall zum Ereignis degradiert worden; Pressekonferenzen und Interviews seien oftmals nichts anderes mehr als reine Steuerungselemente einer Öffentlichkeitsarbeit. Die schaffe keine neuen Wahrheiten, merkt Ardelt an, „doch sie verändert die Wahrnehmung!“, so Klawitter dezidiert.

Dass es etwa keine Erfolgsstory in der PR-Beraterbranche sei, einen interessegeleiteten Text unter dem Deckmäntelchen der Wissenschaftlichkeit in einer renommierten Tageszeitung platziert zu haben, daran lässt zumindest Klaus Kocks keinen Zweifel. Kocks plädiert für Transparenz und Rollenrespekt: Identität und Interessen, Ideologie und Intention einer Institution, eines Unternehmens oder einer Person müssten stets erkennbar sein – für die Journalisten wie überhaupt die interessierte Öffentlichkeit.

Ihre Beiträge zu leisten zu fundierter Information und authentischer Öffentlichkeitsarbeit in einer nach wie vor freien Presselandschaft, das mag schließlich als gemeinsamer Auftrag aller Diskutanten ausgemacht gekonnt worden sein. Im Allgemeinen in der von Klaus Kocks dargestellten gegenseitigen Verwiesenheit von Öffentlichkeitsarbeit und Journalismus aufeinander und im Besonderen im von ihm ange-mahnten gegenseitigen Respekt voreinander.

Michael Feuersenger ist freier Journalist und Absolvent der Journalistischen Nachwuchsförderung (JONA) der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS).



WikiLeaks & Co.: Wo bleibt der Journalismus?

Mit Bettina Gaus (*taz*),
Georg Mascolo (*Der Spiegel*),
Hans Leyendecker (*Süddeutsche Zeitung*),
Jakob Augstein (*Der Freitag*)
Moderation: Kuno Haberbusch (NDR)

Eigentlich toll – oder?

Von Yaena Kwon

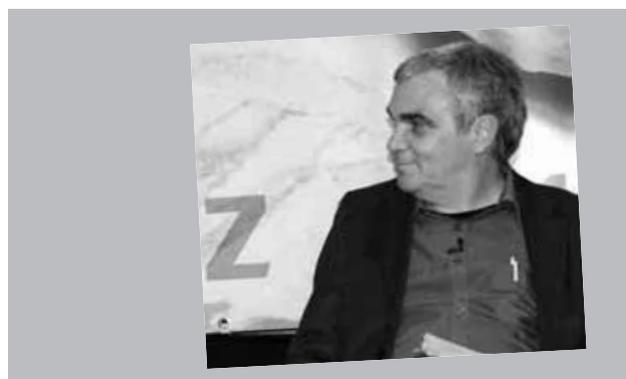
Klar, dass „WikiLeaks“ auf der Konferenz des Netzwerk Recherche nicht unerwähnt bleibt. Schließlich war 2010 das



große Jahr der Internetplattform, mit vier spektakulären Enthüllungen. Doch die konkreten WikiLeaks-Geschichten wie das Irak-Video oder die Afghanistan-Dokumente bleiben auf dem Podium eher im Hintergrund. Stattdessen geht es um die großen Themen: Informationsfreiheit, Transparenz, Berufsethik – eine „Grundsatzdebatte“ also, wie sie *taz*-Korrespondentin Bettina Gaus fordert. Da steigt *Spiegel*-Chefredakteur Georg Mascolo gerne ein. Er habe sich gewundert über die prinzipiell ablehnende Haltung einiger Journalisten gegenüber dem Geheimnisbruch, die hierzulande immer wieder in der WikiLeaks-Debatte aufflamme. Es sei eine „falsche Vorstellung“, dass ein großer Berg an Regierungsdaten prinzipiell nicht veröffentlicht werden sollte. Jeder Journalist müsse seine eigene Verantwortung erkennen und darüber entscheiden, welche Geheimnisse zu enthüllen oder,

in seltenen Fällen, zu hüten seien. „Journalismus besteht regelmäßig im Bruch der Geheimnisse anderer Menschen“, sagt Mascolo. So ungewöhnlich der Fall WikiLeaks sei, dürfe er nicht Selbstverständlichkeiten des Journalistenberufs in Frage stellen: „Journalismus ist und muss auch immer Geheimnisbruch bleiben.“

Internetaktivismus an sich ist heutzutage keine Besonderheit mehr. Das Einzigartige an WikiLeaks jedoch ist der technologisch ausgefeilte Anspruch an Radikaltransparenz. Bettina Gaus betrachtet die Informationsquelle sehr skeptisch. Für sie ist die Veröffentlichung von Rohdaten im Netz ohne genaue Prüfung nicht nur eine Gefahr, sondern auch ein



„Skandal“. Mit den Diplomaten-Depeschen seien Informationen verbreitet worden, auf die die Öffentlichkeit auch in einem demokratischen Staat keinen Anspruch habe. Es sei der Job eines Botschafters, seine persönliche Einschätzung

an die Heimatregierung zu senden. Daher könne man zum Beispiel keine Entschuldigung vom US-Botschafter für seine Merkel-Äußerungen fordern. „Zwischenstaatliches kann oder soll doch nicht jederzeit offen auf dem Markt ausgetragen werden. Sonst hätte die Ost-Politik überhaupt nicht anfangen, geschweige denn weitergeführt werden können.“

Freitag-Herausgeber Jakob Augstein, der mit dem Ex-WikiLeaks-Aktivisten Daniel Domscheit-Berg an der neuen Internetplattform „OpenLeaks“ arbeitet, ist gegen eine reine Ethik-Debatte und fordert Journalisten auf, die Existenz von WikiLeaks zu akzeptieren. Es sei schließlich eine „Bereicherung des Journalismus“, und der Auftrag der Journalisten, unter anderem die Herrschaftskontrolle, habe sich dabei nicht geändert. Neuheiten in der Medienwelt wie WikiLeaks seien „neue Player“ in unserem Spiel, mit denen wir uns arrangieren müssten. „Eigentlich ist das alles toll. Das sind alles Sachen, über die wir uns freuen müssen. Es bereichert unsere Möglichkeit zu reagieren“, sagt Augstein. „Es gibt uns mehr Input und mehr Themen. Wir verlieren dabei gar nichts – und ehrlich gesagt: Die Welt verliert dabei auch nichts.“

Um es mit den Worten von Hans Leyendecker auszudrücken: „WikiLeaks entzweit.“ Der Investigativ-Journalist der Süddeutschen Zeitung spricht sich gegen einen Hype der Plattform aus. Sie ermögliche zwar den Zugang zu mehr Daten und zu interessantem Material, aber insgesamt sei keine große Veränderung des Journalismus zu erwarten. Leyendecker schreibt dem berühmten Hubschrauber-Video einen großen Aufklärungswert zu. Die journalistische Einordnung habe dabei eine entscheidende Rolle gespielt, und so sei es trotz WikiLeaks nach wie vor die wesentliche Aufgabe von Journalisten, Fakten zu sortieren und Wesentliches vom Unwesentlichen zu trennen.

Der journalistische Sachverstand hätte die Redakteure des Spiegel, der New York Times und des Guardian in ihrer Zusammenarbeit mit Julian Assange nie verlassen. Georg Mascolo betont, die einzige Absprache mit WikiLeaks sei das Veröffentlichungsdatum gewesen, während inhaltliche Entscheidungen ausschließlich die Journalisten selbst getroffen hätten. Die Diskutanten finden schließlich in einem Punkt Einigkeit: dass der Quellenschutz das höchste Gut des Journalismus ist.

Mehr kommt erstmal nicht. Die großen WikiLeaks-Schlagzeilen sind schon einige Monate her. Gerade ist es wieder still, und morgen könnte wieder etwas Neues da sein. Ausgerechnet bei so einem kuriosen Phänomen wie WikiLeaks treten immer wieder die allgemeinen moralthischen Fragen in den Vordergrund. Das erklärt möglicherweise auch den überaus neutralen Obertitel der Veranstaltung: „WikiLeaks & Co.“. Es spiegelt die Ungewissheit vieler Journalisten wider, wie sie diesen Internetgiganten einordnen sollen. Für Begeisterung

scheint es zu früh (es könnte ja noch etwas Schlimmes passieren). Absolute Skepsis bringt auch nichts, denn dafür ist



das Gesamtpaket einfach zu spannend. Tatsache ist: WikiLeaks ist da, wir alle warten schon auf den nächsten Coup. Es liegt in unserer Hand, wie verantwortlich wir mit den neuen Spielregeln umgehen – und ob wir sie bestimmen wollen.



Dramatische Ereignisse, überraschte Reporter. Die arabische Revolution in den deutschen Medien

Mit Ashwin Raman (Krisenreporter),
Golineh Atai (ARD-Expertin für die arabische Welt),
Dr. Michael Lüders (Publizist und Berater),
Stefan Buchen (Arabien-Experte des NDR),
Ulrich Kienzle (Journalist und Autor)
Moderation: Andreas Cichowicz (NDR-Chefredakteur)

Arabische Balkon-Revolution

Stell Dir vor, es ist Revolution – und keiner guckt hin: Fundamentale Umbrüche in Nahost haben die Medien überrascht – kein Experte hatte die Entwicklungen vorausgesehen. Grund genug, die gängige Korrespondentenpraxis deutschsprachiger Medien zu hinterfragen.

Von Armin Peter

Eiskalt erwischt: Nahostkorrespondenten wurden von der Dynamik des heißen arabischen Frühlings überrumpelt – Revolutionen im arabischen Raum schienen bis vor kurzem



undenkbar, die Region im status quo zementiert. Als Menschenmassen in den Straßen von Tunis und Kairo demonstrierten, standen die arabischen Staaten unvermittelt im grellen Schlaglicht der medialen Aufmerksamkeit. „Dramatische Ereignisse, überraschte Reporter“ – der Titel des Podiums kann getrost als Zustandsbeschreibung deutscher Berichterstattung während der arabischen Revolutionen gelten. Denn viele Medien hatten nicht einmal Vertreter in den betroffenen Staaten sitzen und hechelten nun eilig dem Geschehen her.

Selbst als schon Straßenschlachten tobten, berichteten viele der vorhandenen Korrespondenten weiterhin von einem Ort, der eigentlich „für Romeo und Julia reserviert ist“, wie Kriegsreporter Ashwin Rahman spottete: „Sie stehen vor Palmen auf dem Balkon ihres Fünf-Sterne-Hotels und labern, dabei haben sie keine Ahnung, was eigentlich abgeht.“ Manche Auslandskorrespondenten sprächen nicht einmal Englisch und seien daher unfähig, über Hintergründe zu informieren, schnaubte der Krisen-Profi.



Fundierte Hintergrundberichterstattung kann nur liefern, wer jenseits des Balkons Land und Leute kennt – Arabischkenntnisse und interkulturelle Kompetenz sind einige fundamentale Voraussetzungen, die vielen Korresponden-

ten nach wie vor fehlen. Allerdings hilft auch das nicht immer weiter: Golineh Atai, ARD-Expertin für die arabische Welt, sah sich in wachsenden „Berufszynismus“ gedrängt. Nach der Flucht des tunesischen Diktators Ben Ali habe sie trotz entsprechender Hinweise ihrer ägyptischen Freunde nicht geglaubt, dass sich bald schon auch unter dem verkrusteten Mubarak-Regime etwas bewegen würde. „Wir haben viel zu deskriptiv berichtet“, so Atais selbstkritisches Fazit. Schon viel früher hätte man nach den Quellen der Unzufriedenheit recherchieren müssen: „Anzeichen für Unruhen hat es bereits vor Jahren gegeben.“

Die Revolution kam in ihrer Wucht dennoch so überraschend wie ein Tsunami – und sie hat viele langjährige Gewissheiten fortgespült. Ulrich Kienzle, langjähriger ZDF-Auslandskorrespondent, freute sich darüber: „Das wichtigste Resümee ist die Atomisierung westlicher Vorurteile über den Orient.“ So habe die Entwicklung der vergangenen Monate gezeigt, dass auch Araber eine Revolution starten können. Auch wenn diese von Land zu Land unterschiedlich aussieht: Die Bandbreite reicht von einem relativ friedlichen Umsturz in Tunesien über die ägyptische Militär-



regierung bis hin zu blutigen Stammesfehden in Libyen. Kienzle warnte daher davor, alle 23 arabischen Staaten in einen Topf zu werfen – keinesfalls sei überall eine rasche Demokratisierung zu erwarten.

Der ZDF-Experte kritisierte zudem, dass sich der Fokus der Medien rasch verschoben habe: „Statt die Akteure der Revolution in den Mittelpunkt zu stellen, wurde ständig über die Gefahr der Machtübernahme durch die Moslebrüder und von einer möglichen Bedrohung Israels geschrieben“, sagte er kopfschüttelnd.

Für den Publizisten Michael Lüder lag die Ursache auf der Hand: „Ständig laufen einem vorgefertigte Meinungen über den Weg.“ Das wirke sich auch auf die Berichterstattung aus. Seine Forderung: Statt oberflächlich von der Front zu berichten, müsse man „dicke Bretter bohren“ und beispielsweise mehr über die Stämme schreiben, die Gaddafi aus dem Amt fegen möchten.

Ja, die leidige Frontberichterstattung: An ihr schieden sich die Geister. Natürlich sollten Korrespondenten die Balkon-



berichterstattung an den Nagel hängen, um von den Schauplätzen des Geschehens zu berichten. Und natürlich sind Kriegsreportagen Bestandteil des Libyen-Konfliktes. Aber wie viel Gemetzel ist für angemessene Berichte nötig? Eines ist jedenfalls klar: „Ohne Bäng-Bäng kann man keinen Film verkaufen“, Rahman wusste das aus eigener Erfahrung. Eine wilde Kampfszene aus dem Libyenkrieg treibt nun mal mehr Bürger vor die Glotze, als ein Balkonstatement des Auslandskorrespondenten. Allerdings laufen Journalisten in Frontgebieten selbst Gefahr, die Heimreise im Leichensack anzutreten. Wohl auch deshalb warnte Stefan Buchen vor Schnellschüssen: Der Arabien-Experte des NDR hat die libyschen „Turnschuh-Revolutionäre“ beim Häuserkampf gefilmt und wies darauf hin, dass Reporter nicht beliebig austauschbar seien: „Ohne Arabischkenntnisse hätte ich mich nicht bewegen können.“ Unbedingt mehr Personal entsenden – aber bitte nur gut ausgebildete Leute, so sein Credo.

Fazit: Eine Revolution ist nicht vorhersehbar, das liegt in der Natur der Sache. Wenn aber ein Blick über den eurozentrischen Tellerrand zu einer Neubewertung von Korrespondentenstellen führt, dann sind die Balkone frei für Romeo und Julia – eines Tages vielleicht sogar in einem islamischen Land.



„Sag mir, wo die Lesben sind...“ – Wie Medien über Homosexuelle berichten

Mit Axel Bach (Wissenschaftsjournalist/Vorstand Bund Lesbischer und Schwuler JournalistInnen), Elke Amberg (Freie Journalistin), Dr. Inge von Bönninghausen (Journalistin, ehem. WDR Fernsehen), Thomas Lückerrath (Chefredakteur DWDL)
Moderation: Angela Gobel (NDR Info)

Sag mir, wo die Heteros sind

Das Thema „Homosexuelle in den Medien“ interessiert scheinbar nur Lesben und Schwule

Von Christine Kenschke

Auf die Frage, die im Titel der Veranstaltung „Sag mir, wo die Lesben sind...“ aufgeworfen wird, hätte man in diesen Tagen einfach antworten können: „auf Seite 1“. Die Berichterstattung zur Frauenfußball-WM bringt auch Lesben in die Medien. Und auf einige Titelseiten katapultierte sich jüngst die Trainerin der nigerianischen Mannschaft, die sämtliche lesbische Spielerinnen rausgeworfen und ihre Sexualität als „dreckige Lebensweise“ beschimpft hatte.

Insofern, so der einhellige Tenor der Referenten, könne man in Deutschland froh sein, keine Verhältnisse wie in einigen afrikanischen oder arabischen Staaten zu haben, man diskutiere also auf hohem Niveau. Und dennoch gebe es einiges zu bemängeln.

„Lesben sind als gesellschaftliche Gruppe in der Medienberichterstattung schlichtweg nicht existent“, resümierte die freie Journalistin Elke Amberg, die im Auftrag einer Lesbenberatungsstelle der Stadt München vier Tageszeitungen ausgewertet hatte. In den Artikeln der Süddeutschen Zeitung, der Abendzeitung, dem Münchner Merkur und der taz standen Lesben in gerade einmal 6 von 81 Artikeln zum Thema Homosexualität im Mittelpunkt. Amberg hatte alle Berichte zum Christopher Street Day und zur rechtlichen Gleichstellung von Homosexuellen untersucht. Dort kamen fast ausschließlich Schwule zu Wort. Lesben als Gruppe wurden lediglich zwei Mal genannt, Schwule 13 Mal. In keiner Überschrift kamen die Wörter „Lesbe“ oder „lesbisch“ vor, „Schwuler“ oder „schwul“ dagegen 25 Mal. In etwa einem

Drittel der Artikel wurde „schwul“ falsch benutzt, etwa als Synonym für „homosexuell“. „Der schwule Mann ist der Prototyp eines homosexuellen Menschen“, schlussfolgerte Amberg.

Moderatorin Angela Gobel veranlasste dies zu der provokanten Frage, ob Lesben selbst schuld an ihrer mangelhaften Medienpräsenz seien, was vor allem Inge von Bönninghausen vehement verneinte. Derartige Gedankengänge zielten auf das Klischee, dass Frauen eben nicht zielstrebig genug seien. „Alte Vorurteile gegen Frauen wiederholen sich im Bereich der Homosexualität noch einmal“, sagte die Mitbegründerin des Journalistinnenbundes. Auch die aktuelle Frauen-WM-Berichterstattung sei daher keineswegs ein Fortschritt: „Dort, wo Lesben im Fußball thematisiert werden, werden sie als Kampflesben bezeichnet.“

Einen anderen Blickwinkel nahm DWDL-Chefredakteur Thomas Lückerrath ein. Aufgrund der inzwischen relativ hohen Toleranz zumindest im städtischen Bereich gegenüber Homosexuellen habe sich unter diesen eine „satte Zufriedenheit“ eingestellt, so dass ein öffentliches Coming-out selten geworden sei. Vor allem von Prominenten sei dies allerdings unbedingt notwendig, um das Thema Homosexualität in den Medien präsent zu halten.

„Wenn fünf bis zehn Prozent der Bevölkerung Lesben und Schwule sind, sollte sich das verhältnismäßig auch in der

Berichterstattung niederschlagen“, ergänzte Axel Bach, Wissenschaftsjournalist und Vorstandsmitglied des Bundes Lesbischer und Schwuler JournalistInnen. Viele Themen würden personalisiert – da könnten auch Homosexuelle öfter als Fallbeispiel dienen, und das nicht nur in Artikeln, die spezifisch homosexuelle Themen behandeln. Weiter sei es wichtig, auf unbewusste sprachliche Diskriminierung aufmerksam zu machen. Die gängige Formulierung „bekenkende Homosexuelle“ etwa sei völlig unangebracht: „Man ‚bekennt‘ sich zu einer Straftat.“ „Lebt offen lesbisch“, sei dagegen eine gute Alternative.

Ziel war es, „diese Anregungen unseren heterosexuellen Kollegen mit auf den Weg zu geben“, so Bach. Das wurde



allerdings nicht erreicht. Denn auf die Frage von Angela Gobelin, welche Zuhörer im Raum heterosexuell seien („Bitte mal die Hand heben!“) meldete sich kein einziger von circa zwanzig Gästen. Saßen also nur Schwule und Lesben im Publikum? Oder hatten die Heteros unter den Zuhörern einfach keine Lust auf ein öffentliches „Bekenntnis“ zu ihrer Sexualität?

Das Faltblatt „Schöner schreiben über Lesben und Schwule. Acht Beispiele aus der journalistischen Praxis“ (Hrsg. Bund Lesbischer und Schwuler JournalistInnen e. V.) ist abrufbar unter http://www.blsj.de/uploads/BLSJ_Schoener-schreiben-ueber-Lesben-und-Schwule_Web.pdf.

Christine Kensche ist Volontärin der Axel Springer Akademie.



Formatradio adé – Plädoyers für ein vielfältiges Programm

Mit Jörg Wagner (RBB radioeins),
Martin Blumenau (ORF FM4),
Dr. Ralf Müller-Schmid (DRadio Wissen)
Moderation: Eleni Klotskias (freie Journalistin)

Gute Laune, schlechte Laune

Von Marc Patzwald

So sind Formatradios: die Struktur ist klar festgelegt; die Musik passt zur Zielgruppe; häufig ist es sogar so, dass jedes einzelne Element gleich klingt – und eine Stunde oft nur durch die Stimme des Moderators von der anderen zu unterscheiden ist. Schließlich muss der Hörer den Sender zu jeder Zeit wiedererkennen. Ist es das, was modernes Radio auszeichnet? Für die Diskussionsteilnehmer nicht: Ihrer Ansicht nach ist Glaubwürdigkeit, also Authentizität, das Wichtigste für einen Radiosender. Dabei ginge es weniger um gute oder schlechte Laune. Für Jörg Wagner von „radioeins“ sollen sich Radiomacher nicht um das kümmern, was irgendwelche Berater denken. So könne der fünfminütige Wutausbruch des Moderators wegen eines kaputten Computers ruhig Teil der Sendung sein. „Es geht darum, zu sein, wie man wirklich ist“, fasst Martin Blumenau von ORF FM4 den Konsens zusammen. „Die, die keinen Wert darauf legen, von Formatradios angeschmust zu werden, sind mit dem, was wir bieten, eigentlich ganz gut bedient.“ Uneinig waren sich die Teilnehmer lediglich bei der Bedeutung einer festen Struktur. Wagner kritisierte, dass bei Deutschlandradio Kultur beispielsweise aus wichtigen Debatten rausgegangen werde, obwohl sie noch nicht ausdiskutiert seien. Es störe dann, erst wieder später einzusteigen. Das sahen Ralf Müller-Schmid von DRadio Wissen und Martin Blumenau nicht ganz so eng. Strukturen und Kreativität seien vielmehr voneinander abhängig – und das eine gehe nicht ohne das andere. So moderierten bei DRadio Wissen viele Musikradioteure „autonom und selbstbewusst“ ihre eigenen Sendungen – „natürlich innerhalb unserer Strukturen“, sagte Müller-Schmid. Wenn die Nachrichten kämen, müsse mit Kreativität allerdings Schluss sein. Allerdings nutze DRadio Wissen auch einen narrativeren Sprachstil bei den Wissensnachrichten, die um Viertel nach und Viertel vor liefen.

Prinzipien, die sich durch das ganze Programm ausbreiten, sind Blumenau zufolge wichtige Strukturelemente – wie die Informationspflicht der Öffentlich-Rechtlichen. Gesellschaftspolitische Themen dürften nicht nur zu einer bestimmten Uhrzeit gesendet werden. Und wer ein kulturell interessantes Programm liefern möchte, müsse dies überall spürbar machen. Einig waren sich die Teilnehmer auch, dass Monologe ohne Beteiligung des Zuhörers schädlich sind. „Wie kann man hochspeziell sein, also die Leute, die wirklich auch Interesse an Spezialinformationen haben, anziehen und gleichzeitig diejenigen, die zufällig zuhören, nicht abschrecken?“ fragte Wagner. Seine einfache Antwort: „Man macht das eher so aus dem Bauch heraus.“

Eine ZuhörerIn fasste das Dilemma dieser Veranstaltung zusammen: „Ich finde es interessant, aber wir bewegen uns gerade so ein bisschen auf der Insel der Glückseligen.“ Sie wollte gerne wissen, wie es außerhalb aussehe, „sagen wir mal in der normalen Radiolandschaft“. Daraufhin beschrieb Wagner, dass die Privaten schon seit zehn Jahren versuchten, aus dem Gleichklang auszubrechen. Eine Chance sieht er in der digitalen Verbreitung von Sendern via Internet. „Da entsteht momentan ein interessantes, kreatives Potenzial“, sagte er. Nun seien nämlich auch reine Hip-Hop- oder Fußballsender möglich, wie es sie in den USA bereits seit Längerem gibt. Bei dieser Diskussion fehlte eindeutig ein Vertreter der Privatradios, der sich möglicherweise für die festen, gleich klingenden Strukturen einsetzt. So waren die Teilnehmer im Einklang. Das Fazit der Moderatorin: „Ich glaube, wir haben einen optimistischen Überblick gegeben, was man alles so machen kann jenseits des Formatradios.“ Nicht mehr und nicht weniger. *Marc Patzwald ist Stipendiat der Journalistischen Nachwuchsförderung (JONA) der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS).*



„Abschaffen oder retten? Streitgespräch über die Zukunft von ARD und ZDF“

Mit Jakob Augstein (Verleger Der Freitag) und
Claudius Seidl (Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung)

Alles soll so bleiben – nur ganz anders

Zwei Print-Journalisten streiten über die Öffentlich-Rechtlichen

Von Alexander Rackow

Mit Verleger Jakob Augstein und dem Feuilleton-Chef der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, Claudius Seidl, diskutierten gleich zwei Fernsehlaien über die Zukunft von ARD und ZDF. Auf einen Moderator verzichteten die beiden privat gut befreundeten Journalisten. Doch so gut sie sich auch verstehen, so weit gehen ihre Ansichten auseinander: Hier Augstein, Verleger des linken „Freitag“, der den Strukturkonservativen gab und fast alles so belassen will, wie es ist. Dort Seidl, der für liberale Reformen und mehr Bürgerbeteiligung streitet.

Völlig abschaffen will auch Seidl, der sich im Mai 2011 erfolglos um das Amt des ZDF-Intendanten bewarb, weder ARD noch ZDF. Dennoch übte er Fundamentalkritik am öffentlich-rechtlichen Gebührensystem und wies auf Legitimationsprobleme hin. Er warf den Sendern fehlende Beteiligungsmöglichkeiten für die Zuschauer vor und kritisierte: „Wenn wir die FAZ überflüssig finden und sie nicht mehr lesen, wird die FAZ untergehen. Wenn wir das ZDF überflüssig finden und es nicht mehr sehen, will es mehr Gebühren, um weitere Nebenkanäle zu öffnen.“

Die Lösung liegt für Seidl zum einen darin, die Plätze in den Rundfunkräten ausschließlich an gewählte Politiker zu vergeben. So will Seidl erreichen, dass die Besetzung der Gremien transparenter und nachvollziehbarer wird. Zum anderen will er die Abkehr vom Gebührensystem. Ihm schwebt eine Art Abonnement der Sender vor, bei dem nur für die tatsächlich genutzten Sender bezahlt wird.

Bei den Themen Gebühren und Image sieht auch Augstein Verbesserungsbedarf. Er scherzte: „Ich glaube, dass ein

großer Teil des Imageproblems der Öffentlich-Rechtlichen an dieser stasihaften Organisation der GEZ liegt.“ Sein Thema war aber eher der Kampf einiger Verlagshäuser gegen die Tagesschau-App. Er hält die App der ARD-Sendung für legitim und sendungsbezogen. Insbesondere hält er das Netz für einen freien Raum, in den jeder seine Inhalte einstellen können muss. Seidls Gebührenkritik begegnete er mit dem Argument, dass ARD und ZDF ein Stück Kultur seien und damit – so wie auch Museen, Theater und Opern – staatlicher Förderung bedürftigen. Trotzdem blieb Seidl hart. Er forderte, auch Opern und Theatern die Fördermittel zu streichen: „Wenn Kultur subventioniert wird, hört sie auf zu leben.“ Beim Thema Internet näherte Seidel sich schließlich der Position des Verlegers an, wies aber auch hier auf das Ungleichgewicht in der Finanzierung hin. Während ARD und ZDF ihre Webseiten aus Gebühren finanzierten, müssten die Verlage mit ihren Onlineangeboten Gewinne erzielen.

Alexander Rackow ist Volontär der Axel Springer Akademie.



Zahm und langweilig? Kritik an der Medienkritik

Mit Jakob Augstein (*Der Freitag*),
Julia Stein (*NDR Zapp*),
Lutz Hachmeister (*Institut für Medien- und Kommunikationspolitik*),
Steffen Grimberg (*taz*),
Ulrike Simon (*Medienjournalistin*)
Moderation: Tom Schimmeck (*Autor und Journalist*)

„Warum schreibt Ihr das nicht!“

Von Malte Peters

Was kann und soll Medienkritik leisten? Auf diese Frage fanden die prominenten Teilnehmenden einer Podiumsrunde unter dem Titel „Zahm und langweilig? Kritik der Medienkritik“ durchaus unterschiedliche Antworten. Es diskutierten der Verleger Jakob Augstein, die Redaktionsleiterin Julia Stein vom NDR-Medienmagazin Zapp, Prof. Dr. Lutz Hachmeister, Direktor des Instituts für Medien- und Kommunikationspolitik, taz-Medienredakteur Steffen Grimberg und Medienjournalistin Ulrike Simon. Der Journalist und Publizist Tom Schimmeck moderierte die Runde.

Medienjournalismus sei ein sehr besonderes Feld innerhalb des journalistischen Genres, so Tom Schimmeck, da man sich darin schließlich mit dem eigenen Berufsfeld



beschäftige. So schreibe oder äußere man sich zum Beispiel häufig über die Arbeit von Personen, die man kenne, stimmte Julia Stein zu. Man könne daher sehr leicht in

persönliche Zwiespälte und Loyalitätskonflikte geraten, die sich in anderen journalistischen Genres nicht in gleicher Weise und gleichem Maße stellten. Auch in einer demokratischen Gesellschaft – so ein früher Konsens der



Podiumsteilnehmenden – sei es keineswegs immer selbstverständlich, in die Kritik an den Arbeitsergebnissen anderer auch Journalistinnen und Journalisten oder die Arbeitsweise und Produkte der eigenen Branche einzubeziehen. Gleichwohl sei dies für qualitativ hochwertigen Journalismus unerlässlich und – im geglückten Fall – auch demokratie-stärkend.

Die Diskutantinnen und Diskutanten widmeten sich ausgiebig den Ursachen für den mehrheitlich konstatierten, kritikwürdigen Zustand der Medienkritik. So konnte etwa Julia Stein unwiderrprochen feststellen, es gebe zu wenig Mut, „die Großen“ zu kritisieren. Sie frage sich oft, warum

über so vieles Kritikwürdige nichts veröffentlicht werde, Offenkundiges nicht benannt werde, oft gar nicht erst versucht werde, mit einer Kritik deutlich und durchdringend zu werden. Allerdings hätten Chefredakteure zumeist „Elefantengedächtnisse“, die keine Kritik vergäßen. Mühe-los vorstellbare, latent mitschwingende bis hin zu explizit geäußerten Sanktionsdrohungen gegenüber erwarteter oder formulierter Medienkritik führten daher bei vielen

seien, zum Beispiel mehr, weniger zahme und vor allem zum Nachdenken und Verändern anregende Kritik, eine größere Regelmäßigkeit in deren Erscheinen und – nicht zuletzt – angestammte „Plätze“ hierfür in den Medien, die es erlaubten, über die Tagesaktualität hinaus auch tiefergehende Probleme auf nicht langweilige Art darzustellen und zu erörtern. Ob dies in Zukunft gelingen kann, blieb allerdings offen.



Journalistinnen und Journalisten – hier stimmten alle zu – häufig zu Selbstzensur. Antworten auf die sich in diesem Genre immer mit besonderer Schärfe stellende Frage, wie weit man gehen könne, stellten daher einen ständigen Balanceakt mit Absturzgefahr dar.

Vor diesem Hintergrund sei es nicht verwunderlich, dass es zu wenig gehaltvolle Medienkritik gebe, so die einhellige Meinung. Tom Schimmek verwies darauf, dass diese in der Wochenzeitung *Die Zeit* ganz fehle, im *Spiegel* immer mehr abnehme und auch in anderen Medien anscheinend im Schwinden begriffen sei. Positiv wurde vermerkt, dass mit der Einführung der „Medienseite“ in der *Süddeutschen Zeitung* zugleich eine Modernisierung des Blattes einhergegangen sei.

Angesichts solcher quantitativer und qualitativer Aspekte stellte Jakob Augstein fest, dass der Gegenstand von Medienkritik fast immer Fernsehangebote seien. Oder es finde eine Gleichsetzung von Medienkritik mit „Bild-Zeitungskritik“ statt. Er fragte, warum es etwa neben dem kritischen BildBlog nicht auch ein kritisches Zeit-Blog gebe. Und ganz grundsätzlich: Findet überhaupt genug kritische Medien-Reflexion statt?

Die sei auch heute durchaus möglich, so Ulrike Simon. Nüchternheit, Klarheit und Distanz seien dafür neben Mut allerdings notwendige Voraussetzungen. Produkte auch des eigenen Hauses zu kritisieren, ohne dabei die Meinung des Chefs zu übernehmen, sei dafür beispielsweise ein Indiz.

Einig waren die Podiumsteilnehmenden sich schließlich darin, dass Veränderungen in der Medienkritik notwendig

Malte Peters ist Praktikant der JournalistenAkademie der Friedrich-Ebert-Stiftung.



Zwischen Desinteresse und medialer Panik – EHEC und die Journalisten

Mit Klaus Weidmann (TV-Moderator- und Redakteur),
Markus Becker (Spiegel Online),
Rolf Stahl (Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf),
Susanne Glasmacher (RKI)
Moderation: Holger Wormer (Universität Dortmund)

EHEC: Ein dankbares Thema

Von Peter Jagla

Auf der Titelseite jener Zeitung mit den vielen Bildern und großen Schlagzeilen steht etwas wie „Chaos und Killerkeime“. Vielleicht auch „Chaos der Killerkeime“ – so genau kann das keiner im Publikum lesen, als die Zeitung hochgehalten wird. Viel zu schnell legt Moderator Holger Wormer das gedruckte Blatt wieder weg. Fast so schnell wie einige Schlagzeilen in den vergangenen Wochen auftauchten, um gleich wieder zu verschwinden. EHEC, jenes die Bevölkerung mehrere Wochen auf Trab



haltende und zu Pflichtdiäten zwingende Bakterium stand im Mittelpunkt des Panels „Zwischen Desinteresse und medialer Panik – EHEC und die Journalisten“.

Ganz überrascht über die vielen Ü-Wagen, die drei Wochen lang das Robert Koch Institut (RKI) belagerten, hat sich RKI-Sprecherin Susanne Glasmacher gezeigt: „Es gibt in der Bevölkerung eine Menge Leute, die nicht ge-

nug bekommen können von den Themen.“ Die Medien würden einfach liefern. Sie frage sich, ob bei EHEC nicht eher für die gute Quote berichtet worden sei: „Ich glaube schon, dass es ausreichen würde, wenn die Tagesschau das in der Mitte oder hinten raus macht und nicht als Aufmacher und Brennpunkt und dreißig Mal am Tag.“ Markus Becker von Spiegel Online weist die Kritik zurück. Die Berichterstattung könne erst im Nachhinein kritisch hinterfragt werden, denn man wisse nicht, wie sich eine Epidemie wie EHEC entwickle. Auch er sei überrascht gewesen über das immer noch anhaltende Interesse an dem Thema in der Bevölkerung. Kritisch merkte der Wissenschaftsredakteur das Expertentum vor allem bei den Öffentlich-Rechtlichen an, die besonders gut darin seien, ihre eigenen Leute zu Experten zu erklären.

Zum Experten im eigenen Hause wurde kurzum SWR-Journalist Klaus Weidmann, der als dritter Panelteilnehmer an der Diskussion teilnahm. Bei einem Ausbruch von EHEC in Deutschland im Jahr 1997 hatte er über den oft tödlichen Krankheitsverlauf berichtet. „Seitdem habe ich nicht mehr zu EHEC gearbeitet.“ Doch als schließlich die dpa Weidmann nach einem Interview zum Experten der ARD titulierte, „wurde das zum Selbstläufer.“ In allen Radio- und Fernsehredaktionen der Öffentlichen war Weidmann gefragt wie nie. Er sagt, dass die Medien bei EHEC „schon zum Teil mit der Angst gespielt haben und das hat sicherlich auch die Quoten hochgetrieben“ und plädiert dafür, das Tempo auch bei Recherchen rauszunehmen und sich zu fragen, „ob man nun wirklich auch noch dieser Spur nachgehen muss? Oder müssen wir das erst einordnen?“

Doch gerade das Einordnen fiel den Journalisten aufgrund der Hülle und teilweise widersprüchlichen Aussagen unterschiedlicher Behörden schwer: „Dann kann der Journalist irgendwann nicht mehr entscheiden, wer denn wirklich Recht hat. Da wird jeden Tag eine neue Sau durchs Dorf getrieben“, sagt Weidmann, der die vielen „Luftnummern“ bei der Berichterstattung vor allem dem Kommunikationswirrwarr der Behörden zuschreibt. RKI-Sprecherin Glasmacher sieht zwar ein, teilweise zu wenig erklärt zu haben, begründet dies jedoch mit Kapazitätsproblemen und dem Unwissen der eigenen Fachleute, die selbst noch auf der Suche nach dem Erreger waren. Die Frage nach einem universellen Behördensprecher wies sie von sich:



„Selbst wenn alle Behörden sich zusammensetzen würden und nur noch einer spricht: Die Medien wollen doch den Dissens. Der, der was anderes sagt, der wird doch ganz anders gewichtet.“

Den Generalverdacht, alle Medien hätten zu viel und zu panikmachend über EHEC berichtet, wiesen vor allem Mitarbeiter öffentlich-rechtlicher Anstalten und der dpa, die allesamt unter den Zuschauern waren, von sich. Man habe sich in Redaktionskonferenzen täglich gefragt, ob man berichte. EHEC habe eben eine „breite Klaviatur der Themen“ gehabt, so eine dpa-Journalistin. Außerdem dürfe man den journalistischen Jagdsinn bei so einem dankbaren Thema nicht vergessen: „Jeder Journalist hat doch gehofft, das gesuchte Wässerchen oder die Breaking News zu finden.“



„Sendeplätze gesucht: Die Zukunft der Dokus“

Mit Jo Angerer (WDR „die story“) und Christoph Mestmacher (NDR „45min“).
Moderation: Hubert Seipel (Journalist und Dokumentarfilmer)

Wo die Schraube überdreht ist

Von Hendrik Maaßen

Der Film läuft. Drei Menschen laufen nackt durch eine Fußgängerzone. Sie telefonieren, gucken in Schaufenster. Ein paar ältere Menschen schauen irritiert, andere lachen. Klar, hier geht es um Datenstriptease im Internet. Nicht verstanden? Nicht so schlimm, denn „Bild schlägt Text“, wie Jo Angerer sagt – ein altes Problem in der Welt der Dokus.

Die Macher von Dokumentationen und Reportagen haben schon viel ausprobiert, um den Zuschauer zur späten Stunde am Bildschirm zu fesseln, und Nackte sind da schon lange kein Tabubruch mehr. Aber wo sind die Grenzen im Versuch, die maximale Aufmerksamkeit zu erzielen? Werden hier nackte Körper aus reinem Voyeurismus gezeigt, auf Kosten des eigentlichen Themas?

Der Reihe nach. Hubert Seipel wagt den Versuch, zwei Filme zu vergleichen, die man gar nicht vergleichen kann: Zum einen „Verführer Supermarkt“, eine 45-minütige Dokumentation über die Manipulationsversuche am Verbraucher beim täglichen Einkauf. Mit schönen Kamerafahrten im Einkaufswagen und versteckten Kameras am Handgelenk. Keiner der Zuschauer fällt erschrocken vom Stuhl. Klassisch, aber gut gemacht.

Als Pendant wird „Hilfe, ich bin nackt“ von „zdf.zoom“ gezeigt. Schnell geschnittene, mit Effekten überlegte 30 Minuten. Mit einem entscheidenden Unterschied: Keiner im Raum kann so richtig sagen, in was für einem Genre der Streifen beheimatet ist. Denn er ist eine Mischung aus Reportage und Spielfilm. Besonders deutlich wird dies bei der Problembeschreibung: Wie in einer Krimiserie wird im Film an einer großen Pinnwand analysiert. Eine Reporterin besucht einen Ermittler, der berichtet, was er alles über eine Testperson im Internet herausgefunden hat, ohne sich irgendwo einzuha-

cken. Später schicken sie noch eine Person mit einer böartigen App auf dem Handy los und spähen versuchsweise ihre Daten aus.

Unter den Zuhörern der nr-Veranstaltung wird leidenschaftlich diskutiert über das, was man nun darf oder auch nicht. Wieviel Inszenierung ist erlaubt? Wann ist die Schraube überdreht? Der eine findet die Nackten „zu artifiziell, zu verspielt“. Andere finden sie klasse. Nur in einem sind sich alle einig: Das Spätabend-Genre ist auf dem richtigen Weg, wenn es attraktiver werden will, besonders für ein jüngeres Publikum. Und da bedauern alle im Raum, dass gerade der Vertreter von „zdf.zoom“, über deren Film die ganze Zeit diskutiert wird, nicht da sein kann.

Am Ende ist man kein Schritt weiter, aber man hat drüber gesprochen. Die Quoten von der Nackedei-Reportage waren übrigens mäßig, wirft Hubert Seipel den Rausgehenden hinterher. Die Autoren von „Verführer Supermarkt“ hatte dafür nach der Erstrausstrahlung mit guten Quoten besondere Fanpost im Briefkasten: Vom Intendanten persönlich.

Hendrik Maaßen ist Stipendiat der Studienbegleitenden Journalistenausbildung des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp)



„Best Practice: Top-Leistungen im Lokaljournalismus“

Mit: Prof. Dr. Michael Haller (Institut für praktische Journalismusforschung),
Christine Kröger (Weser-Kurier Bremen),
Johann Stoll (Mindelheimer Zeitung),
Fritz Wolf (freier Medienjournalist)
Moderation: Steffen Grimberg (taz)

Oasen in Bericht-Wüsten

Von Cornelia Lütke-meier

Alle reden davon, wie wichtig guter Lokaljournalismus ist. Aber wie macht man ihn noch, angesichts sinkender Budgets und Personalmangel? Beim Podium „Best Practice vor Ort“ ging es zum Glück nicht ums große Jammern, sondern um ganz konkrete Praxis-Tipps, die Lust aufs Nachmachen wecken.

„Wir sind enthusiastisch, dass es so voll ist“, freut sich Moderator Steffen Grimberg zu Beginn der Veranstaltung, „wir haben befürchtet, wir sind das letzte Rumpelpanel.“ Weit gefehlt. Das Interesse am Lokalen ist riesig – nicht nur im Raum R2, wie Professor Michael Haller referiert. „Das Problem der Lokalzeitungen liegt weniger im Was sondern eher im Wie der Berichterstattung“, fasst er die Ergebnisse einer Befragung von 5.000 Tageszeitungslesern zusammen. Neben Aktualität seien den Lesern vor allem Glaubwürdigkeit und eine kritische Berichterstattung wichtig.

„Das ist Lichtjahre von dem entfernt, was sogenannte fortschrittliche Blattmacher für wichtig halten“, so Haller. Für die Lokalzeitungen sei es seinen Ergebnissen zufolge nicht wesentlich, möglichst viele Inhalte im Netz zu platzieren. Das Internet spiele nach wie vor keine führende Rolle für die Mediennutzer, sondern komme erst gegen 12 Uhr am Arbeitsplatz zum Einsatz. Vielmehr brauche die Zeitung eine größere Vielfalt an Darstellungsformen, die das Stadtleben lebendig widerspiegeln. In der Praxis dominierten hingegen Bericht-Wüsten. Ganze 75 Prozent mache diese Darstellungsform durchschnittlich im Lokalteil aus. Die restlichen 25 Prozent entfielen in der Regel auf Service-Kästen mit Terminen, Leserbriefen und Kommentaren. Interviews, Features oder Reportagen fänden sich kaum. Thematisch sei es wichtig, von der „Veranstalterperspektive“ wegzukommen, nationale Themen auf die Lebenswirklichkeit vor Ort herunterzubrechen.

Wie das geht, trotz schmaler Budgets, davon konnten Chris-

tine Kröger und Johann Stoll berichten. Christine Kröger ist Chef-Reporterin beim Weser-Kurier in Bremen und wurde für ihre Recherchen über Rocker-Kriminalität und Rechtsextremismus bereits mit dem Theodor-Wolff-Preis, dem Wächter-Preis und dem Henri Nannen Preis ausgezeichnet.

„Lokaljournalismus ist häufig auch ein Problem von Nähe und Distanz“, findet sie. So hätten die Hannoverschen Medien über die Hell’s Angels vor Ort ganz anders berichtet als im Mantelteil. „Da hatte man das Gefühl, das ist ein ganz anderer Club, der Mädchen in Discos beschützt.“ Als sie über Rechtsrock in Bremen berichtete, habe ein Verfassungsschutz-Präsident, der das Problem geaugnet hatte, sie hinterher entsetzt angerufen: „Frau Kröger, Sie schreiben ja gar nicht, was ich sage!“

Johann Stoll ist Redaktionsleiter der Mindelheimer Zeitung. Trotz großer Widerstände vor Ort hat er über Missbrauchsfälle im Mindelheimer Maristeninternat berichtet. Seine Ratschläge: Wer vor Ort berichtet, sollte sich ruhig mit anderen Medien verbünden. Er selbst hat für seine Recherchen erfolgreich mit dem BR und der Recklinghäuser Zeitung zusammengearbeitet.

Neue Themen findet Johann Stolls Redaktion übrigens unter anderem, indem die Redakteure bestimmte Internetseiten genau im Auge behalten – dafür gibt es sogar einen festen Dienstplan. Aber auch analog sucht Johann Stoll nach Inspiration: „Ich setze mich jetzt zum Beispiel einmal die Woche öffentlich ins Café“. Davon erhoffe er sich auch Blatt-Kritik von außen. Um Ideen für neue Darstellungsformen zu sammeln, empfiehlt er die monatliche Zeitschrift Drehscheibe von der Bundeszentrale für politische Bildung.

„Man muss das Rad ja nicht jeden Tag neu erfinden.“
Cornelia Lütke-meier ist freie Journalistin und ehemalige Stipendiatin der Journalistischen Nachwuchsförderung (JONA) der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS).



Quasseln statt informieren? – Vom Sinn und Unsinn der vielen Fernseh-Talkshows

Mit: Thomas Baumann (ARD-Chefredakteur), Nicolaus Brender (ehem. ZDF-Chefredakteur), Jutta Ditzfurth (Publizistin und Politikerin), Bernd Gäbler (Medienjournalist), Mathias Pfeffer (Redaktionsleiter „Eins gegen Eins“)
Moderation: Lutz Hachmeister

Mehr Raum für Wutbürger und schräge Formate

Von Ina Vollmer

Mit einem provokanten Titel, Moderator, Publikum und prominenten Gästen, ausgestattet mit gegensätzlichen Meinungen, hat diese Talkrunde alles, was auch eine Polit-Talkshow im Fernsehen ausmacht. Und das inklusive einer talkshow-typischen Dramatisierung durch die Wahl des Titels, wie Thomas Baumann feststellt. Dennoch bringt die Debatte mehr interessante Aspekte zu Tage als eine der zahlreichen Talkshows der deutschen Fernseh-Landschaft hervorbringt. Sowohl die Kritiker als auch die Befürworter der aktuellen Talkshow-Praxis auf dem Podium sind sich



einig, dass die Art wie Polit-Talk im Fernsehen gemacht wird unbefriedigend ist.

Ein Grund warum die Talkrunde „Quasseln statt informieren“ nicht nur Quasselrei bleibt, könnte der fehlende Quotedruck sein. Dieser bestimmt laut Matthias Pfeffer maßgeblich die Themen- und Gästerauswahl in den Redaktionen.

„Das ist ein sich selbst verstärkendes System, das der Realität nicht gerecht wird“, so Pfeffer.

Die Quotenjagd sieht auch Bernd Gäbler als Problem. Dabei bezieht er sich auf eine von ihm erst im Frühjahr 2011 durchgeführte Studie zu den Talkshow-Angeboten quer durch alle Sender. Wesentlich ist für ihn, dass die Medien aufklärend wirken. Allerdings sieht er diese Funktion in großer Gefahr. Gäbler kritisiert, dass die Talkshow-Macher sich die Themen aus Massenmedien und vor allem von Bild abgucken um auch ja das vermeintliche Interesse der Zuschauer zu treffen. Das führe dazu, dass ein Großteil der Realität gar nicht abgebildet werde. Die Diskussionen drehten sich zudem meist im Kreis und würden dadurch langweilig. Durch Video-Einspieler und stark beeinflussende Moderatoren wiederhole sich ständig die Eingangsthese in umformulierter Form. Eine freie Diskussionsentfaltung mit ungewissem Ausgang würde nicht zugelassen. „Die Talkshows sind zu ausgefeilt, weil die Redakteure genau wissen, wie sie bestimmte Instrumente einsetzen müssen“, sagt Gäbler und plädiert deshalb für ganz neue Formen und mehr Experimentierwille. Als Beispiel für eine gelungene Talkshow nennt er die Sendung „Zu Protokoll – Rudi Dutschke“, in der seinerzeit Günther Gaus den jungen APO-Aktivist befragte. Anders als es oft üblich sei, befragte Gaus sein Gegenüber nicht, um sein bestehendes Bild von Dutschke zu bestätigen. Vielmehr sei er ernsthaft auf die Denkweise seines jungen Gegenparts eingegangen.

Thomas Baumann hat die Sendung auch gefallen, trotzdem glaubt er nicht an mehr Sendezeit für solche Formate.

„Die ARD macht schließlich kein Programm für Redakteure sondern für das Publikum“ so Baumann.

Matthias Pfeffer wollte mit seiner gerade einmal 13 Sendungen jungen Talk-Show „Eins gegen eins“ alles anders machen. Wenn es bei „Eins gegen Eins“ aber besonders



politisch wurde, gab es schlechte Einschaltquoten. Daher ist er sich mittlerweile sicher, dass es „nicht mehr selbstverständlich ist, im öffentlich-rechtlichen Fernsehen über Politik zu reden“.

Jutta Ditzfurth kann bei so viel Pessimismus nur den Kopf schütteln: „Ich glaube, dass der Zuschauer unterschätzt wird. Ich spüre in letzter Zeit eine Sehnsucht, über Wichtiges zu reden.“ Sie erntet damit den Beifall der Zuschauer.

„Und wie bedient man das Publikum, vor allem das junge?“, fragt ein Zuschauer. Thomas Baumann kennt hier noch kein Patentrezept für die ARD, denkt aber an andere Themenwahl und jüngere Gäste in den Studios. Bernd Gäbler möchte „schräge Formate“ und „Talkshows in denen sich die ‚Wutbürger‘ austoben können“. Matthias Pfeffer findet eine ziemlich passende Zusammenfassung für die Veränderungen, die den deutschen Talkshows gut tun würden: „Einfach mal was riskieren!“ Dann muss er leider gehen und die Talkrunde wird, wie oft auch im Fernsehen, an interessanter Stelle abgebrochen.



„Bilanz Recherche pools – Was habt ihr geliefert?“

Mit David Schraven (WAZ),
Oliver Schröm (Stern),
Ilka Steinhausen (NDR),
Hans Leyendecker (Süddeutsche Zeitung),
Jörg Eigendorf (Die Welt)
Moderation: Dagmar Hovestädt

Dienstleister statt Aufklärungsfabrik

Leiter der neuen Recherche pools ziehen Zwischenbilanz

Von Fabian Gartmann

Eigentlich brauchte es nur einen Satz, um Sinn und Unsinn der Diskussion um die Investigations-Ressorts der Verlage und Rundfunkanstalten auf den Punkt zu bringen: „Es ist schon lustig, dass beim Netzwerk Recherche über den Sinn von Recherche-Pools diskutiert wird.“ Gesagt hat ihn Oliver Schröm vom Stern und eine Antwort lieferte er auch gleich dazu: „Natürlich sind die wichtig.“ Na dann wäre ja eigentlich alles gesagt – stünde da nicht die Frage im Raum, was die hochkarätigen Rechercheure denn so geleistet haben, seit sie als unabhängige Ressorts die Blätter veredeln?

Und wer, wenn nicht Hans Leyendecker kannte die Antwort? „Fast alles, was wir machen, ist nicht investigativ. Meist entwickeln wir vorhandene Geschichten weiter und nicht, was der Sinn von Investigation ist, Geschichten, die noch nie da gewesen sind“, sprach er und wartete das Wortgewitter ab, das nun seine Aufdeckungskollegen abfeuert. Doch wenn man genau hinhörte, so offenbarte sich doch, dass auch die unabhängigen Investigativ-Abteilungen keine Aufklärungsfabriken sind, sondern Dienstleister für viele andere Ressorts.

David Schraven von der WAZ-Gruppe spricht von Zuarbeit für andere Ressorts, von Formatentwicklung und gar von Aus- und Weiterbildung anderer Kollegen innerhalb des Verlags. Oliver Schröm definiert sich und seine Mitarbeiter als Dienstleister für die anderen Redakteure. Seine Truppe besteht aus Rechercheexperten, nicht aus Themenexperten.

Er hat sich einen Online-Spezialisten geholt, einen Archivexperten, einen Dokumentar. Wie eine Inhouse-Service-Agentur, ausgerichtet auf die Anforderungen der anderen, nicht auf den eigenen Entdeckergeist. Auch beim NDR trifft man sich zu wöchentlichen Konferenzen mit den ande-



ren Ressorts. Und bei der Welt, erklärt Jörg Eigendorf, arbeite man eng mit den Fachkollegen der verschiedenen Ressorts zusammen, schon allein deshalb, weil dadurch das Adressbuch dicker werde. Stolz sind sie alle auf ihre Arbeit, reden von Zitierungen in anderen Blättern, den ausführlich recherchierten Langstrecken in den Blättern und von den Exklusiv-Geschichten.

Einsatz Hans Leyendecker. Gerade einmal zwei Kollegen hat ihm die Chefredaktion an die Seite gestellt. Orchideenressort nennt er das, was sie machen. Und dann sagt er

diesen Satz, der die ganzen Anstrengungen der Investigations-Abteilungen der Verlage wieder auf den Boden zurück holt: „Wenn man amerikanische Ansprüche hätte, bräuchte man drei, vier große und erfahrene Reporter, die zeitlich und finanziell völlig unabhängig arbeiten.“ Punkt. Stille.



Natürlich, die Investigationen liefern Ergebnisse. Enthüllen auch. Bringen Exklusivität. Aber es ist eben nur zur Hälfte das Geschäft dieser Ressorts. Die andere Hälfte ist Auftragsarbeit für die übrigen Redaktionen. Voll aus dem Produktionsgeschäft sind auch sie nicht ausgegliedert.

Sicher, keiner zweifelte an der Wichtigkeit von investigativen Recherchereuren. Und alle waren sich auch einig, dass diese ein eigenes Ressort bräuchten, damit sie nicht als Lückenbüßer erhalten müssen, wenn mal Not am Mann ist. Doch dass alle Bemühungen erst am Anfang stehen, konnte auch niemand verhehlen, auch wenn alle die Anzahl ihrer Recherchen und Veröffentlichungen aufzählten. Übrig blieb die Gewissheit, es braucht mehr Zeit, mehr Personal und vor allem mehr Geld! Auch wenn Eigendorf die Finanzen mit Humor zu überbrücken versuchte. Sieben verschiedene Ressorts habe er bei der Welt schon geleitet, aber „zum ersten Mal habe ich kein Budget“.

Die erwartbare Diskussion über den Neid, den solche Exoten-Redaktionen auf sich ziehen, endete dann auch erwartbar. Schlusswort David Schraven: „Wir existieren bei der WAZ auf der Basis, dass 300 Leute rausgeworfen wurden. Das produziert natürlich einen großen Widerwillen.“

Also, Bilanz gezogen. Als Saldo bleibt: Es wird. Langsam. Aber es wird!





„Verdeckte Recherche: Ist Presse käuflich?“

Mit Sebastian Heiser (taz)

Moderation: Anne Ruprecht (NDR)

Von gefährlichen Kopplungen

Von Hendrik Maaßen

Die Freiheit der Presse kostete bei der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“ gut 66.000 Euro, erzählt Sebastian Heiser. Für diese Summe bekam er drei Seiten der Auto-beilage, inklusive Titelseite, angeboten – und über den Seiten steht nicht wie gesetzlich gefordert „Anzeige“, sondern „Verlagssonderveröffentlichung“.

Der taz-Redakteur Sebastian Heiser reiste quer durch Deutschland zu großen und kleinen Verlagshäusern. Getarnt als „Tobias Kaiser“ wollte er herausfinden, wie es in Sachen Schleichwerbung wirklich steht. „Man hört immer wieder, wie einfach Schleichwerbung möglich sei, aber wenn man die Chefredakteure fragt, ob es so etwas bei ihnen gibt, sagen die natürlich ‚Nein!‘. Deshalb musste ich meine Recherche verdeckt anlegen.“

Und das ist erst einmal illegal. Kaiser, pardon, Heiser, gab sich eine fremde Identität, mit der Absicht Verträge abzuschließen. „Zu Vertragsunterzeichnungen ist es aber nie gekommen“, sagt der Redakteur. „Es ging auch nicht darum, die Verlage zu irgendetwas zu überreden, ich wollte nur herausfinden, was möglich und üblich ist.“

Dafür machte er den Anzeigenabteilungen unter anderem von „Spiegel“, „Frankfurter Rundschau“, „Handelsblatt“, „Bild“, „WAZ“, „Zeit“ und „Neues Deutschland“ unmoralische und auch illegale Angebote. Als Mitarbeiter einer fiktiven Werbeagentur versuchte er im Auftrag von angeblichen Kunden, Werbeinhalte außerhalb der unattraktiven Anzeigenspalten unterzubringen. Seine falsche Identität war schnell geschaffen: „Ich hatte eine zweite SIM-Karte fürs Handy, ein Stapel Visitenkarten, eine textarme Internetseite, einen Festnetzanschluss und einen Briefkasten in einem Miet-Büroservice.“ Das reichte. Einzig die „Märkische Allgemeine“ schöpfte Verdacht und fragte, warum seine Agentur nicht im Handelsregister zu finden sei.

Heiser berichtet von einer außergewöhnlichen und umfangreichen Recherche. Er erzählt ruhig und unaufgeregt von seiner Arbeit. Dabei war es ein Spiel zwischen Nervenkitzel und lässigem Doppelleben. „Vor dem ersten Termin war ich mir nicht so sicher, ob das überhaupt klappt. Den letzten hatte ich dann in meiner Mittagspause bei der ‚BILD‘“, sagt Heiser.

Bei seiner Arbeit folgte er einem Vorbild: „Eigentlich habe ich Volker Lilienthal eins zu eins kopiert.“ Lilienthal hatte 2005, getarnt als Unternehmensberater, die Schleichwerbung beim ARD-Marienhof aufdeckt. Heiser hatte Lilienthals Recherche-Bericht bei einer früheren nr-Veranstaltung gehört. Und weil Lilienthal nach seinem Coup alle juristischen Auseinandersetzungen gewann, informierte sich Heiser auch erst nach den Fake-Besuchen in den Verlagshäusern über mögliche rechtliche Konsequenzen gegen ihn.

Das Ergebnis des taz-Journalisten war erschreckend und erfreulich zugleich: Keine Chance hatte Heiser bei der „BILD“, dem „SPIEGEL“ und dem „Handelsblatt“. Offene Angebote, teils schriftlich, machten ihm das „Neue Deutschland“, die „Frankfurter Rundschau“, die „WAZ“ und die „Zeit“-Stiftungsbeilagen. Die „WAZ“ reagiert am Ende dann am deutlichsten auf den Bericht. Sie bedankte sich für die Aufdeckung des Missstandes und kündigte umgehend Korrekturen an. Rechtliche Konsequenzen für den WAZ Verlag hat die Recherche übrigens nicht: Das zuständige Ordnungsamt in Essen wollte die Verstöße nicht verfolgen: „Der Verlag hat ja Besserung gelobt, und dem Leser ist das doch ohnehin egal“, bekam Heiser auf Nachfrage zu hören.

Hendrik Maaßen ist Stipendiat der Studienbegleitenden Journalistenausbildung des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp).



Stuttgart 21 – Journalistische Pionierarbeit

Mit Arno Luik (*Stern*)

Moderation: Grit Fischer (*NDR Zapp*)

Medialer Totalausfall

Von Miriam Keilbach

Zusammen mit der Atomkatastrophe von Fukushima entschied die Diskussion um den Umbau des Stuttgarter Bahnhofs, das Projekt Stuttgart 21, die Landtagswahl in Baden-Württemberg im März dieses Jahres. Die Ausmaße, die S21 annahm, sahen viele nicht kommen. Ein Journalist stellte aber bereits 2007 zahlreiche Fehler in der Planung des Bahnhofs fest. Arno Luik recherchierte für eine Serie im *Stern*, stieß auf einige geheime und interne Dokumente und startete damit eine erste kritische Berichterstattung über das Großprojekt. Eine Frage war es, die ihn recherchieren ließ: Warum sollte man einen perfekten Bahnhof, wie den Stuttgarter Bahnhof, in den Untergrund verlegen lassen – „und das für zig Milliarden Euro“.

Das erste geheime Gutachten hatte er von einem Mitarbeiter, der sich, wie Luik sagt, in dem Konflikt befand, seinem Arbeitgeber gegenüber loyal zu sein, der sich aber auch in seiner Bürgerpflicht sah, eine Fehlkalkulation in Milliardenhöhe an die Öffentlichkeit zu bringen. Zusammen mit Übersetzern und Experten erarbeitete er sich ein umfassendes Bild über S 21 – und stellte zahlreiche Mängel fest: „Fachlich, handwerklich und finanziell haben Politik und Bahn das Projekt nicht im Griff. Der Bahnhof in Berlin hat 1,2 Milliarden Euro gekostet – warum sollte ein Bahnhof in einer mittleren Großstadt 4,1 Milliarden Euro kosten – und ich glaube, er wird noch viel, viel teurer.“

Der *Stern*, so Luik, zweifelte zunächst am Erfolg der Geschichte. Das sei eine lokale Geschichte, sagte man ihm. Doch Luik behielt Recht – drei Jahre später berichteten Medien deutschlandweit über das Milliardenprojekt und die Demonstrationen der schwäbischen Bürger. „Die Ausgaben mit S 21-Themen waren in Baden-Württemberg ausverkauft“, sagte er. „Die Bürger sehnten sich nach ehrlichen Informationen, die sie aus der lokalen Presse nicht bekamen“. Luik sprach von einem Totalausfall sämtlicher Medien, egal ob Stuttgarter Nachrichten, Stuttgarter Zeitung, SWR –

später auch Spiegel und Süddeutsche Zeitung. „Aus dem Projekt S 21 hat die Stuttgarter Zeitung das Projekt StZ 21 gemacht, das geht nicht“, so Luik. Die Medien versagten als vierte Gewalt, die Politik zu kontrollieren und den Mächtigen auf die Finger zu schauen. Der Eifer einiger Chefredakteure der lokalen Presse und der Wunsch, dass endlich auch über Stuttgart gesprochen wird, weil etwas Gigantisches entsteht, seien Gründe dafür, sagte Luik. Dazu käme eine kindliche Vorfreude bei Lokalpolitikern.

„Die Artikel der süddeutschen Presse waren übersät mit Schlagwörtern der Bahn“, wirft Luik den Stuttgarter Regionalzeitungen, aber auch der Süddeutschen Zeitung vor. Modern, Magistrale, zukunftsfähig stand da geschrieben. „Viele Artikel lasen sich wie aus Pressemitteilungen der Bahn.“ So prangert er auch einen Aufmacher der Süddeutschen Zeitung an, mit der Überschrift: „Stuttgart 21 besteht Stresstest der Bahn“. „Das war eine Behauptung der Bahn, die da ungeprüft und unreflektiert in einer Überschrift verbreitet wurde.“ Trotzdem lobte er auch drei einzelne Kollegen der Stuttgarter Zeitung und der Stuttgarter Nachrichten, die gegen die Linie ihrer Zeitung schrieben, „und es sicher nicht leicht hatten.“

Seiner Meinung nach war eine Gegenöffentlichkeit das einzige Mittel, die Bürger richtig zu informieren, „denn die örtlichen Journalisten haben handwerklich große Fehler gemacht.“ Er befürwortet das Entstehen des Wochenmagazins Kontext. „Das war Notwehr, weil die anderen Medien versagten.“ Zwar fehle dem Kontext laut Luik die Autorität, die etablierte Medien haben, dennoch sei das Projekt wichtig für Stuttgart und die Region. Kontext korrigiert beispielsweise Artikel aus anderen Medien, wenn dort falsche Tatsachen verbreitet werden. „So schrieb der Spiegel etwa, ein Polizist sei halbtot geprügelt worden, Kontext deckte auf, dass er nur leicht verletzt wurde.“

Auf den Spiegel ist Luik in Sachen S 21 ohnehin nicht gut zu sprechen. Die Titelgeschichte über die Wutbürger hat ihn verärgert. „Das sind doch keine Wutbürger. Das sind Bürger, die mitdenken und aufstehen, wenn sie etwas für falsch halten. Das sind genau die Leute, von der die Politik immer behauptet, dass man sie will.“ Der Riss zwischen überehrgeizigen Politikern, die der Prestige wegen Großprojekte umsetzen wollten, und zwischen Bürgern, die daran zweifeln, dass Milliarden in „Irrrationales“ gesteckt werden sollen, während in den Schulen der Putz von der Wand bröckelt, werde ohnehin immer größer.

Zwei Jahre hat Luik nun fast ausschließlich zum Thema Stuttgart 21 recherchiert. Der Bürgerprotest im vergangenen Jahr gab ihm und seiner Arbeit Recht. Dass die Regierung einen Rückzieher macht, daran glaubt er aber nicht. „Der Atomausstieg ist schlecht für S 21. Die Politik hat schon bei einem Großprojekt nachgegeben“, sagt er – schließt jedoch an: „Aber Politik, die den Willen des Volkes ignoriert, kann nicht gut gehen.“

Miriam Keilbach ist Volontärin bei den Bremer Tageszeitungen.



„Rotlicht, Rocker, Staatsanwälte – Recherchen über Organisierte Kriminalität“

*Mit Christine Kröger (Weser-Kurier)
Moderation: Angelika Henkel (NDR)*

„Alles begann mit einem Gerücht“

Christine Kröger rekonstruiert eine preisgekrönte Recherche

Von Janina Kirsch

Rotlicht, Rocker, Kriminalität. Wenn man den Titel dieser Veranstaltung zum ersten Mal hört, erwartet manch ein Zuschauer wohl den Namen eines männlichen Journalisten. Sind es doch oft hartgesottene, investigative Journalisten wie Gerhard Kromschöder, die sich auch undercover zur Recherche ins „Milieu“ begeben. Doch am Pult des Konferenzraums sitzt kein Mann – dort sitzt eine zierliche, dunkelhaarige Frau, die den Zuhörern im ZAPP-Erzählcafé bald beweisen wird, dass auch Frauen das Zeug haben, hartnäckig, tiefgründig und mutig in einem Milieu zu recherchieren, indem Männer herrschen und Frauen oft unterdrückt werden.

Ihr Name ist Christine Kröger, seit 1999 ist sie Redakteurin beim Weser-Kurier in Bremen. Im Jahr 2005 begann Kröger mit Recherchen in der rechtsextremen Szene, durch die sie auch Einblicke in die Netzwerke großer Rockerbanden gewann, die in kriminelle Geschäfte verwickelt sind. Mittlerweile hat Kröger mit den Ergebnissen der Recherchen fast

alle großen Journalisten-Preise in Deutschland abgeräumt: den Theodor-Wolff-Preis, den Wächterpreis der Tagespresse – und im Mai 2011 wurde sie mit dem Henri-Nannen-Preis für die „beste investigative Leistung“ für ihr Dossier „Im Zweifel für den Staatsanwalt“ ausgezeichnet. Zuvor hatte sie nach einer einjährigen Recherche eine Artikelserie im Weser-Kurier veröffentlicht, in der sie unter anderem Verstrickungen der Hannoveraner Staatsanwaltschaft im Rotlichtmilieu und die Vertuschungen der niedersächsischen Justiz aufdeckte. „Alles begann mit einem Gerücht“, sagt Christine Kröger. Ein hartnäckiges Gerücht darüber, dass ein Staatsanwalt aus Hannover sich intensiv für die Belange einer Bordellbesitzerin einsetzen würde. Zunächst hielt die Journalistin nicht besonders viel von diesem Gerücht, doch ihre Ohren blieben stets offen. „Bei der Recherche im Milieu tritt man oft mit Menschen in Kontakt, denen man nicht hundertprozentig trauen darf, deren Informationen aber dennoch extrem wichtig sind. Oft liefern diese Menschen einem erste Ansätze, Namen, Orte

etc.“, erklärt Kröger. Letztendlich verdankt die Journalistin es wahrscheinlich ihrer eigenen Hartnäckigkeit, Beweise gefunden zu haben. Immer wieder bohrte sie bei ihren Kontaktpersonen nach, bis ihr ein „Whistleblower“ einen Stapel Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft zukommen ließ. Auf diesen 3.000 Seiten, die sich Kröger über Nacht komplett kopieren musste, befanden sich die gesuchten Belege für die so schwerwiegenden Vorwürfe gegen einen Hannoveraner Staatsanwalt. Doch trotz ihrer Vorerfahrungen hatte Kröger nach eigenem Bekunden große Schwierigkeiten, die Schriftstücke zu verstehen. Diverse Abkürzungen, der juristische Fachjargon und die bewusste Verschleierung von Fakten auf Seiten der Ermittler erschwerten der Journalistin ihre Arbeit. Experten halfen bei der Einordnung.

Es gab noch einen weiteren Informanten, der Christine Kröger bei der Aufklärung des Falls half: Bernd Kirchner alias Go6, ein ehemaliger V-Mann der Abteilung Organisierte Kriminalität (OK) bei der Polizeidirektion Hannover. Kirchner wurde der Journalistin durch eine Kontaktperson vermittelt, mit der sie schon lange zusammenarbeitet und zu der sie ein vertrauensvolles Verhältnis pflegt. Der ehemalige Polizeispitzel Kirchner lieferte Kröger zusätzliche wichtige Informationen zu den Machenschaften.

Um die Glaubwürdigkeit des Mannes zu überprüfen, recherchierte Kröger auch undercover. Gemeinsam mit Kirchner traf sich die Journalistin mit dessen Zeugenschützern. Um bei dem Gespräch anwesend sein zu dürfen, gab sie sich als

Kirchners Cousine aus und verheimlichte ihre wahre Identität. „Diese Art der verdeckten Recherche war notwendig, da ich ja noch keine Belege dafür hatte, dass es Go6 wirklich gab. Bis dahin hatte ich nur die Aussagen aus Kirchners Mund und die Bestätigung meines Informanten“.

Krögers Recherche zeigt wieder einmal, wie wichtig es ist, gute Kontakte zu haben und diese über einen langen Zeitraum zu pflegen. Sowohl der Zugriff auf die Ermittlungsakten, als auch der Kontakt zu Kirchner wurden ihr durch vertrauensvolle Informanten ermöglicht. „Man kommt vom Hölzchen aufs Stöckchen“, sagt Christine Kröger.

Am Ende ihrer einjährigen Recherche entstehen drei verschiedene Dossiers: Die Geschichte über die Verfehlungen des Staatsanwalts in Hannover und die Vertuschungen der niedersächsischen Justiz. Die Geschichte über den ehemaligen V-Mann, der sich als Opfer der Justiz sieht. Und ein Artikel über die Vernetzung der Hell`s-Angels-Rocker mit der feinen Gesellschaft in Hannover. Viele der Akteure werden in den Artikeln Krögers mit vollem Namen genannt. Eine mutige Entscheidung, sowohl auf Seiten Krögers als auch auf Seiten der Verlagsleitung. Doch die befürchteten juristischen Auseinandersetzungen blieben aus. Vielleicht ein Indiz dafür, dass die Betroffenen die Aufmerksamkeit so gering wie möglich halten wollten? Wer schweigt, stimmt zu...

Janina Kirsch studiert im Master-Studiengang „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Universität Hamburg.



Was wir von investigativem US-Journalismus lernen können

*Mit David Crawford, Wall Street Journal.
Moderation: Sebastian Heiser, taz*

Wider den Pressestellenjournalismus

Von Franziska Schmidt

Es ist 23 Uhr oder auch mal Sonntagnachmittag, wenn sich Crawford mit seinen Informanten trifft. Sie verhalten sich unauffällig, tauschen exklusive und geheime Informa-

tionen aus. So muss man sich das vorstellen, wenn der US-Amerikaner für eine Enthüllungsgeschichte recherchiert. Er will auf den Zeitfaktor hinaus: „Die guten

Geschichten hab ich immer in meiner Freizeit gemacht.“ Im Zapp-Erzählcafé verriet der Enthüllungsjournalist, was der deutsche vom amerikanischen Investigativ-Journalismus lernen kann.

Crawford weiß offenbar, wie es geht. Er hat große Geschichten geschrieben und gehörte bereits zu den Finalisten für den Pulitzer-Preis. Er schreibt von Berlin aus für das Wall Street Journal, seit 2006 als investigativer Korrespondent. Aber um es gleich vorweg zu nehmen: „Investigativer Journalismus ist investigativer Journalismus.“ Es gibt nicht den großen Unterschied zwischen deutscher und amerikanischer Enthüllungsforschung. Ein paar Tricks und Tipps hatte Crawford trotzdem parat. Und ein paar Stiche gegen den deutschen Journalismus auch.

„Man muss wie die Polizei mit ganz normalen Leuten sprechen – das ist die beste Quelle.“ taz-Redakteur Sebastian Heiser, Crawfords Moderator im Erzählcafé, warf ein, dass dem Journalisten aber die Sanktion der Untersuchungshaft fehle. „Dafür können wir uns aber mit unseren Zeugen zusammenschließen“, so Crawford. Der Weg ist also das Netzwerk, das arbeitet irgendwann von allein. Als Crawford zuletzt zu Fukushima recherchierte, rekrutierte schließlich Mitarbeiter der Internationalen Atom-Energie-Organisation (IAEO) in Wien Informanten für ihn. „Das muss so sein, denn ich werde vielleicht abgehört.“

Viel Geld gibt Crawford bei seinen Recherchen aber nicht aus, er reist günstig und zahlt nicht für Informationen. „Mir hat das nie geschadet, im deutschen Journalismus wird dagegen viel zu oft bezahlt.“ Für Crawford geht das auf Kosten der Geschichte. Denn so liege der Fokus auf nahe liegenden Informanten, nach dem Zahlungsakt würden aber andere Spuren nicht mehr verfolgt. Wie die Polizei sucht Crawford für seine Enthüllungsgeschichten aber mindestens zwei, am besten drei oder gar vier Quellen. Und weil er häufig mehrere Themen parallel bearbeitet, kann eine Recherche auch mal länger dauern. Nach seiner Erfahrung muss man sowieso dreimal mit einem Informanten sprechen, bis man das Wichtige erfahre.

Die Café-Besucher interessierte, wie viele Geschichten er jährlich machen muss. Crawfords Quote kann sich sehen lassen: „Früher standen 24 Geschichten im Vertrag, heute habe ich keine Festlegung, bringe aber 35.“ Die Parallelrecherche dient dabei nicht zuletzt dem Schutz, seinem eigenen und auch dem seiner Quellen. Immerhin bringen sie sich durch die Weitergabe von brisanten Informationen mitunter in Gefahr. Die Tugend des investigativen Journalisten ist deshalb die Unberechenbarkeit. Und die erreicht man, so Crawford, indem man häufig Themen wechselt.

Aber zurück zu den Stichen gegen das deutsche Pressewesen: Der deutsche Journalismus sei sehr reaktiv, die Jour-

nalisten folgten den Rufen der Pressesprecher. Deshalb bezeichnet der Wall-Street-Journalist den deutschen Recherchezug als „Pressestellen-Journalismus“. Das Wort ist hart. Ein Raunen durchzieht den Raum. Crawford fordert, „man muss vielmehr ins Blaue hinein recherchieren, der Spiegel macht so was nicht“. Er kennt die Arbeitsweise deutscher Medien, immerhin hat er selbst für den Spiegel und die taz geschrieben. Crawford weiß aber auch, dass sein jetziger Arbeitgeber bessere Möglichkeiten hat. „Wir haben mehrere Millionen Abonnenten, das gibt es in Deutschland nicht.“

Als Heiser nachhakt, wie seine Quellen eigentlich überprüft würden, kann Crawford dem deutschen Journalismus schließlich doch noch etwas Gutes abgewinnen: „Die gute Dokumentation ist wichtig und gefürchtet.“ Er habe dagegen nur seinen Büroleiter. Doch Spiegel-Journalisten im Saal widersprechen, die Dokumentation sei nicht gefürchtet. Vielmehr würde sie als Kontrollgremium empfunden. Und zwar nicht im negativen Sinne, sondern als doppelter Boden. So kann auch noch der große US-Bruder was vom deutschen Enthüllungsjournalismus lernen.



Mit Stipendium zur Story: „Bertelsmannrepublik Deutschland“

Mit: Thomas Schuler (Journalist)

Moderation: Steffen Grimberg (taz)

Die guten Menschen von Gütersloh

Von Felix Krämer

Thomas Schuler präsentiert seine Recherchen über das Wirken der Bertelsmann-Stiftung – und offenbart ein System aus Lobbyismus und Einflussnahme unter dem Deckmantel der Wohltätigkeit.

Es ist ein Blick hinter die Kulissen der Bundesrepublik, den Thomas Schuler seinen Zuhörern gewährt, als er von den schwierigen Recherchearbeiten für sein jüngstes Werk „Bertelsmannrepublik Deutschland“ berichtet. In seiner vielbeachteten Veröffentlichung, die im August 2010 erschien, zeichnet der Autor ein ungeschöntes Bild von der einflussreichen und weltweit operierenden Stiftung aus Gütersloh. Thomas Schulers Werk, das nunmehr zwei Bände umfasst, gilt als Standardwerk über die Eignerfamilie Mohr. Schon die Beschäftigung mit der Familie und ihren zahlreichen innerfamiliären Affären, so Schuler, habe in den Kreisen seiner Quellen als Sakrileg gegolten.

Die Bertelsmann-Stiftung, welche seit ihrer Gründung als öffentliche Stiftung bestehe, profitiere von mannigfaltigen finanziellen Vorteilen. Schuler behauptet, „keine Stiftung ist wie die Bertelsmann-Stiftung“. Sie sei zu einer Organisation geworden, „die Demokratie untergräbt, die zu einem Nebenschauplatz, zu einer Nebenregierung geworden ist“. Problematisch seien insbesondere die Eigentums- und Vermögensverhältnisse innerhalb der umstrittenen Organisation: „Die Bertelsmann-Stiftung stellt sich so dar, dass der Stiftungsgründer Mohn einen Großteil seines Vermögens der Öffentlichkeit geschenkt hat. Die Wahrheit aber ist: die Stiftung gehört nicht der Öffentlichkeit, sie gehört sich selbst.“ Schuler zeigt auf, wie die Bertelsmann-Stiftung immer wieder Einfluss auf Gesetzgebung und öffentliche Willensbildung genommen hat. Auch versäumt er es nicht, einen Blick auf das Innenleben der Gründerfamilie zu werfen. Scheinchen, Lügen, Unwahrheiten und Maskerade stehen dabei einem sorgsam inszenierten Familienglück gegenüber. Der

Abschluss seiner Recherchen, die wiederholt Versuchen der Manipulation ausgesetzt sind, wird ihm schließlich durch die Unterstützung der Otto-Brenner-Stiftung ermöglicht. Doch noch unmittelbar vor dem Druck habe es Versuche gegeben, des Skriptes habhaft zu werden.

Wie lassen sich negative Entwicklungen im Stiftungswesen bekämpfen? Schuler hält es insbesondere für fragwürdig, dass eine Stiftung selbst bestimmen darf, in welcher Weise sie sich engagieren möchte, worüber sie Auskunft geben will und welche Summen schließlich an die Öffentlichkeit ausgeschüttet werden. Nach Schulers Auffassung dürfte es keine Verknüpfung zwischen dem Vorstand der Stiftung und dem Aufsichtsrat des Unternehmens geben. Und es bedürfe einer Stärkung der Transparenz. Dabei erwähnt Schuler, wie besonders in Niedersachsen Gesetze im Bereich der Informationsfreiheit umgangen und missachtet worden seien.

Der Vortrag von Thomas Schuler stellt sich dar als eine reiche Folge von Anekdoten aus dem schwierigen Berufsfeld des investigativen Journalismus. Schuler bietet interessante Einblicke, leider mangelt es seinem Vortrag an Hintergründen und Kontinuität. Da auf eine kurze Einführung in die Diskussion über die Bertelsmann-Stiftung verzichtet wurde, war der Vortrag wohl nur für intime Kenner der Problematik aufschlussreich.

In jedem Fall aber hinterlässt Thomas Schuler einen spannenden und inspirierenden Eindruck davon, was investigativer Journalismus leisten kann und leisten muss und zwingt den interessierten Zuhörer nahezu zu der Lektüre seines jüngsten Werkes – und das war zweifellos auch sein legitimes Ziel gewesen.

Felix Krämer ist Stipendiat der JournalistenAkademie der Friedrich-Ebert-Stiftung.



„KiK & AWD – Panorama-Recherchen gegen Widerstände“

Mit Sabine Puls
und Kristopher Sell (NDR, Panorama)
Moderation: Eva Lindenau

Von betrogenen Kleinanlegern und ausgebeuteten Angestellten

Wie Panorama-Reporter die Geschäfte von AWD und KiK durchleuchteten

Von Marie Fleischhauer

Die Beiträge hatten für Aufsehen gesorgt: Im vergangenen Jahr berichtete die Panorama-Redaktion über die Arbeitsbedingungen beim Textildiscounter KiK und über den von Carsten Maschmeyer aufgebauten Finanzdienstleister AWD. Nun wollte man über die Widerstände sprechen, auf die die Panorama-Reporter bei der Recherche stießen. Doch von Beginn an musste die Diskussion mit einer Schiefelage fertig werden. Das Podium war ohne Zweifel mit zwei hochkarätigen Journalisten besetzt, doch ihr fehlten zwei weitere, entscheidende Stimmen: Carsten Maschmeyer und NDR-Chefreporter Christoph Lütgert. Ein Streit im Vorfeld verhinderte es. So erlebten die Teilnehmer sechzig interessante Minuten – allerdings ohne Brisanz.

Panorama-Reporterin Sabine Puls erklärte, wieso sie sich für einen Beitrag über KiK entschlossen hatte. „Die Redaktion gab mir den Auftrag, Unternehmen zu suchen, die durch Themen wie Mitarbeiterausbeute und Lohndumping in die Schlagzeilen geraten waren“, berichtete Puls. Von der Rechercheabteilung des NDR habe sie sich zunächst Dossiers zu verschiedenen Konzernen erstellen lassen. Die Vorrecherche legte die Vermutung nahe, dass Probleme wie Lohndumping und Mitarbeiterspionage bei KiK in besonders hohem Maße auftreten. Telefonate mit KiK-Mitarbeiterinnen, die gegen den Textilkonzern bereits wegen Lohndumping geklagt hatten, verfestigten ihre Annahme. Ein weiterer Grund für die Auswahl von KiK: die steigende Wirtschaftsmacht des Unternehmens. „Wenn man die Geschäftsberichte von KiK im Internet durchliest, sieht man, dass das Unternehmen wie verrückt wächst. Dann habe ich mich gefragt, wie das möglich ist. Wer muss dafür bezahlen?“

Auf die ärgsten Widerstände traf das Team gleich zu Beginn seiner Recherche. „Das größte Problem war, überhaupt erst

einmal an die KiK-Mitarbeiter heranzukommen“, erzählte Puls. Die Mitarbeiter seien größtenteils eingeschüchtert gewesen und ständen unter großen Druck. „Ich hatte den Eindruck, dass dort ein Kartell der Angst herrscht“, resümierte die Journalistin. Auf die Publikumsfrage, wie man es denn geschafft habe, die Frauen zu einem Interview zu bewegen, sagte Puls, dass die Gewerkschaft ver.di zunächst Vermittlungsarbeit geleistet habe. Im Gespräch mit den KiK-Mitarbeiterinnen sei dann viel Einfühlungsvermögen nötig gewesen.

Obwohl es unerwartet starken juristischen Gegenwind von KiK gegeben habe, sei sich die Redaktion schnell einig darüber gewesen, die Reporter noch einmal nach Bangladesch zu schicken – das Land, in dem die Näherinnen die KiK-Kleidung produzieren. Um die Recherche so unauffällig wie möglich zu gestalten, reisten beide Male nur Chefreporter Christoph Lütgert und eine Kamerafrau als Touristen in das Dritte-Welt-Land ein und verzichteten dabei auf ein professionell ausgerüstetes Kamerteam. Vor Ort konnten sie so KiK-Näherinnen treffen und mit ihnen über die desaströsen Arbeitsbedingungen sprechen. Den Kontakt hatte ihnen ein Mittelsmann beschafft, den das Reporter-Team schon in Deutschland aufgespürt hatte.

Die Recherche begleitete ein langer Rechtsstreit mit dem Textilkonzern, den der NDR in allen wesentlichen Punkten für sich entscheiden konnte. Ein Fall für das NDR-Justizariat war auch der Streit mit Carsten Maschmeyer. Das Panorama-Team um Christoph Lütgert hatte Kleinanleger aufgespürt, die durch den AWD das für die Altersvorsorge gedachte Geld ganz oder teilweise verloren hatten. Die Reporter analysierten zudem die Verbindungen von Maschmeyer zu deutschen Spitzenpolitikern. Maschmeyer engagierte daraufhin den Prominenten-Anwalt Matthias Prinz – eine

monatelange Auseinandersetzung folgte. Inzwischen haben sich der NDR und Carsten Maschmeyer darauf geeinigt, sämtliche Rechtsstreitigkeiten nicht mehr weiter zu verfolgen.

Wieso die beiden Recherchen nicht nur juristische Scharmützel, sondern auch ein so ein starkes Echo nach sich zogen, darauf konnten sich die beiden Journalisten schnell einigen. „Unsere Beiträge rütteln wach und zeigen unverblümt die wahren Verhältnisse – mit aller Konsequenz“, sagte Puls. Kristopher Sell hält zudem die Machart der Reporterstücke von „Panorama – die Reporter“ für ausschlaggebend. „Der Film hat im Gegensatz zu anderen Beiträgen auch die Methode präsentiert, wie wir zu unseren Ergebnissen gekommen sind. Das hat dramaturgisch natürlich eine ganz andere Wirkung.“

Fast drei Jahre hat Sell an der Recherche zu AWD gesessen. Eine Zeit, die er als Print-Journalist vermutlich nirgends bekommen hätte. Doch gerade die investierte Zeit sei Voraussetzung für die erfolgreiche Recherche gewesen. „Ein System Maschmeyer zu ergründen funktioniert einfach

nicht, wenn man nur zwei Wochen Zeit zur Verfügung hat.“ Auch die Unterstützung durch die Rechtsabteilung des NDR sei ausschlaggebend für die Realisierung des Beitrags gewesen. „Ohne diese hätte ich mich wahrscheinlich nie an ein so heikles Thema herangetraut“, räumte Sell ein.

Leider versäumte es die Runde aus Zeitgründen, die Abwesenheit von Christoph Lüttert und Carsten Maschmeyer näher zu thematisieren. Am Rande der Veranstaltung sagte Kristopher Sell, dessen Recherche in der Diskussionsrunde etwas zu kurz kam, dass ihn die Absage Maschmeyers nicht überrascht habe. „Keiner von uns hat geglaubt, dass sich Maschmeyer hier wirklich dem Kreuzverhör stellt.“ Viel schlimmer, so Sell, sei die Wirkung nach außen, die die ganze Diskussion entfacht habe. „Das wirklich Tragische ist, dass Maschmeyer jetzt derjenige ist, der gut wegkommt und es so wirkt, als ob er mit seiner Absage das Feuer aus der Diskussion habe nehmen wollen. Das ist das Schlechteste, was uns passieren konnte.“

Marie Fleischhauer studiert im Master-Studiengang „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Universität Hamburg.



„Bissige Kommentare – Wie Recherche zur Meinung wird“

*Mit Heribert Prantl (Süddeutsche Zeitung)
Moderation: Annette Leiterer (NDR Zapp)*

Wichtig ist, dass man drüber redet

Von Christian Mehrmann

Journalismus wäre wohl ein wenig fad, wenn es Kommentare nicht gäbe. Neben den schweren Brocken der Berichte und der fein komponierten Reportagen sind sie das Salz in der Suppe der Meinungsmache, der Geschmack, der hängenbleibt, wenn die Artikel längst vergessen sind, das, was empört, wenn es von der eigenen Meinung abweicht, schmeichelt, wenn es eigene Überzeugungen bestätigt und zum Denken anregt, wenn es Bekanntes in ein neues Licht rückt.

Um mit dem Scheinwerfer spielen zu können, braucht es dabei mehr als nur eine Meinung. Man muss auch wissen, wie man beim Beleuchten Emotionen wecken kann. „Ein Kommentar ist dann gut, wenn man über ihn redet“, so Heribert Prantl. Er ist Mitglied der Chefredaktion der Süddeutschen Zeitung und wohl einer der distinktiertesten politischen Kommentatoren der Republik. „Wenn sich der Leser mit einem Thema beschäftigt, mit dem er sich sonst nicht auseinandersetzt, habe ich als Kommentator alles richtig gemacht“, sagt er.

Doch wie macht man es „richtig“, wie schreibt man „bissig“? Reicht es, sich zu empören und dieser Empörung durch passendes Vokabular Ausdruck zu verleihen? Hierbei führen wohl viele Wege nach Rom, und Heribert Prantl vertraut auf die Macht der Bilder. „Bilder sind wichtig, um den Leser heranzuholen“, um Analogien herzustellen, durch Vergleiche schwierige Sachverhalte so zu übersetzen, dass sie sich von selbst erklären. Diese Bilder müssen überzeugen und die Emotionen wecken, die Menschen über einen Kommentar sprechen lassen. So einfach, so gut.

Dabei fallen Kommentare leichter und sind fundierter, wenn der Kommentierende sich mit einem Thema besonders gut auskennt. „Man schreibt am lockersten, am souveränsten dann, wenn man gut im Stoff steht und auf jede Frage, die über das Thema gestellt werden könnte, gut vorbereitet ist“, so Prantl. Vor seiner Karriere bei der SZ hat der Historiker, Philosoph und promovierte Jurist als Richter und Staatsanwalt an verschiedenen bayerischen Amts- und Landgerichten gearbeitet. Sein Thema ist naturgemäß die deutsche Innenpolitik.

Wer kommentiert, braucht bisweilen ein dickes Fell. Kommentare sparen nicht selten mit zugespitzten Formulierungen, unerwarteten Vergleichen, Bildern und Aussagen. Sie sollen Emotionen wecken und helfen, sich eine eigene Meinung zu bilden. Scharfe Reaktionen auf Kommentare in Form von Leserbriefen sind da an der Tagesordnung. Insbesondere in der Meinungsäußerung im Internet sieht Prantl zunehmend ein Problem für den politischen Kommentator, wenn hier ungefiltert und formlos, aber anonym einfach jeder einen namentlich bekannten Kommentatoren angreifen darf.

Haltung, Meinung, Wissen und Eloquenz sind das Salz, das Kommentare von Heribert Prantl, Josef Joffe, Jakob Augstein und anderen so bissig macht. Doch zu viel Salz macht die Suppe ungenießbar: Wo zu viele Emotionen im Spiel sind, so Prantl, da lauert der Zynismus. Den sollte man vermeiden, wenn ein Kommentar gut werden soll.

Christian Mehrmann ist Stipendiat der FES JournalistenAkademie.



„Der Spiegel – Wie Recherchen organisiert werden“

*Mit Georg Mascolo (Chefredakteur Der Spiegel)
Moderation: Ilka Steinhausen (NDR Info)*

Anekdoten statt Attacken

Von Cornelia Lütke-meier

Recherchetipps vom „Sturmgeschütz der Demokratie“? Diese Aussicht sorgte auch parallel zur Verleihung der „Verschlossenen Auster“ für ein volles Erzählcafé im K6. Leider plätscherte die Veranstaltung dahin wie ein seichter Magazin-Artikel: viel Menschelndes, wenig harte Fakten.

Der Spiegel ist ja schon von allen möglichen Politikern beschimpft worden – Adenauer und Willy Brandt fallen der Moderatorin Ilka Steinhausen da ein. Ein aktuelleres Beispiel hat sie nicht. Georg Mascolo bestätigt, der Spiegel sei schon immer ganz gut im Austeilen gewesen, „darf dann aber auch kein Glaskinn haben.“ Die Anwesenden sollten darum nicht

vor kritischen Fragen zurückschrecken. Doch zu Beginn gibt es erstmal Mineralwasser – und Anekdoten. Das Publikum erfährt, dass die Spiegel-Redakteure beim Recherchieren nicht mehr so viel rauchen wie noch vor einigen Jahrzehnten. Tatsächlich sei er selbst, Mascolo, inzwischen fast der einzige. Das neue Haus in der Hafencity werde ein komplettes Nichtrauchergebäude.

Nach diesen Einblicken nähert man sich dem Handwerk. Mascolo verrät, dass beim Spiegel in Teams gearbeitet werde; da gebe es, frei nach Leyendecker, „Augenmenschen“ und Rechercheure. Er selbst sei mal mehr, mal weniger bei den Artikeln involviert. Obwohl oft acht Namen unter dem

Artikel vermerkt seien, schreibe vorwiegend meist ein Autor. Ob es für die Erschließung von Quellen helfe, beim Spiegel zu arbeiten, fragt Ilka Steinhausen. „Manchmal ja, manchmal nein“. Welche Formen von Quellen es generell gebe? So etwas wie Wikileaks sei selten, die meisten Spuren ergäben sich durch gute Informanten. Danke für die gnadenlose Offenheit.

Das Thema Wikileaks hätte spannend werden können. Wie hat man eine Viertelmillion digitaler Dokumente systematisch auf Echtheit geprüft? Welche technischen Hilfsmittel wurden verwendet? Die Anwesenden erfahren, dass der Spiegel sich keine Bedingungen hat stellen lassen, als er mit Wikileaks über die Veröffentlichung verhandelte. Und dass beim Prüfen der Quellen die gleichen Kriterien galten wie immer bei Recherchen: Woher die Quelle kommt, ob sie authentisch ist, ob man frei mit ihr umgehen kann und ob es eine Verpflichtung gegenüber der Quelle gibt. Die unmittelbaren Berichte von US-Soldaten habe Mascolo persönlich sehr faszinierend gefunden.

Die nächste Frage, tatsächlich kritisch: „Warum war die Bild-Titelgeschichte so schlecht recherchiert?“ Diesen Eindruck teilt Georg Mascolo nicht. Zwar sei es ein Problem, dass man die Arbeit des Bildblogs nicht erwähnt habe. Ansonsten

bedauere er lediglich den späten Veröffentlichungszeitpunkt. Die Geschichte hätte früher kommen sollen, zur Zeit der Griechenland-Kampagnen und der Sarrazin-Debatte. Warum der Artikel dann besser recherchiert gewesen wäre, bleibt offen. In Bezug auf das zum Titel veröffentlichte Interview mit Bild-Chefredakteur Kai Diekmann beschuldigt Mascolo Diekmann, dass dieser immer nur andere beschuldigt hätte, anstatt zu antworten.

Die weiteren Fragen klingen ein bisschen nach Bewerbungsgespräch: Wie der Spiegel Recherchen bei jungen Kollegen fördere (es gibt einmal im Jahr einen zweitägigen redaktionsinternen Workshop). Und ob nicht mehr Frauen in Führungspositionen sitzen sollten, weil die dann ja andere Themen erschließen würden.

Wirklich schlauer bin ich nach der Veranstaltung nicht. Als ich in den Innenhof nach draußen gehe, um frische Luft zu schnappen, steht Georg Mascolo vor dem Eingang des NDR-Gebäudes. Er hat eine Zigarette herausgeholt.

Cornelia Lütke-meier ist freie Journalistin und ehemalige Stipendiatin der Journalistischen Nachwuchsförderung (JONA) der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS).



„Mühsame Recherchen – undercover unterwegs in der Linkspartei“

mit Tobias Haberl (SZ-Magazin)

Moderation: Ajmone Kuqi

Die Angst vor der Schwelle

Von Marcus Schuster

Irgendwann im letzten Drittel der Veranstaltung fällt einem jungen Mann aus dem Publikum auf: „Sie müssen sich ja häufig für das Projekt rechtfertigen...“. „Nur!“, schießt es aus Tobias Haberl heraus, er scheint erleichtert, dass dies mal einer erkannt hat. Was war geschehen?

Im September 2009 veröffentlichte er eine Geschichte im Magazin der „Süddeutschen Zeitung“: „Mein Jahr in der Linkspartei“. Im Vorspann heißt es: „Unser Autor wollte wissen,

wie es im Inneren der Partei aussieht, die viele als Schreckgespenst der Republik sehen. Also wurde er für ein Jahr Mitglied. Ein Experiment, bei dem er viel über einen ganz besonderen Menschenschlag lernte – und über sich selbst.“

Ihm war aufgefallen, sagt Haberl, dass die Linkspartei von den bürgerlichen Medien (die SZ eingeschlossen), meist entweder ignoriert oder diffamiert werde. „Ignoriert in der Medienstadt München, wo die Medien zu Pressekonferenzen

der Linken oft nicht mal einen Praktikanten schicken. Diffamiert als Partei der Spinner, ewig Gestrigen und Alt-Kommunisten – obwohl sie angekommen ist im bundespolitischen System“. Vor diesem Hintergrund habe er begonnen, sich für die Linke zu interessieren. „Ich bin ein klassischer Wechselwähler, ich bin nicht links sozialisiert und hege auch keine Sympathien für die Partei. Ich fand es einfach nur schlecht recherchiert, undemokratisch... und auch unfair, sie so auszusparen“, klärt Haberl zu Beginn auf. Und rechtfertigt sich.

Kontrovers diskutiert wird seine Herangehensweise an das Thema. „Undercover“ – so steht es im Veranstaltungsprogramm von „netzwerk recherche“ und zu einem gewissen Teil stimmt das ja auch. Tobias Haberl war in die Linke eingetreten – unter seinem echten Namen und mit der Berufsbezeichnung Journalist. Er hatte insofern nicht gelogen – nur weggelassen, dass er aus seinen Erlebnissen eine Story machen wollte. Er nahm an Stammtischen teil, an Parteitag. Im Bundestagswahlkampf 2009 verteilte er Zettel, klingelte an Privathäusern und schwenkte die rote Parteifahne auf dem Münchner Marienplatz.

Zunächst sei er aber wochenlang um das Parteibüro herumgeschlichen, erinnert sich Haberl, „aus Angst, diese Schwelle zu übertreten. Ich wusste, da erwartet mich eine andere Welt, andere Grundhaltungen und Sozialisationen – Leute, mit denen ich mich noch nie auseinandergesetzt habe, die nicht in meinem Freundeskreis sind“. Auch er selbst habe sich oft gefragt, ob die Mitgliedschaft der richtige Weg zur Geschichte sei und während der Recherche teilweise ein schlechtes Gewissen gehabt, so der junge Redakteur. Ein Stück weit sei er auch naiv an die Sache herangegangen. Aber: „Ich wollte da rein, wollte sehen, was sind das für Menschen? Was hat das Leben mit ihnen gemacht, dass sie die Linke wählen? Und ich wollte auch sehen: Wie verändere ich mich in der Zeit – als jemand, der vollkommen neu in dieses Milieu eintaucht, ohne journalistischen Abstand? Wie reagieren Menschen auf mich, wenn ich auf der Straße Zettel verteile und demonstriere?“ Zumindest die letzten beiden Punkte hätte er nicht verwirklichen können, ohne Parteimitglied zu werden, kontert Haberl Hinweise aus dem Publikum, dass Mitgliederversammlungen der Linken offen seien für jedermann. „Undercover macht man nur, wenn man jemandem ans Zeug will“, so ein Zuhörer. „Nehmen Sie Günter Wallraff“, entgegnet Haberl. „Der will Opfern eine Plattform geben. Für mich war das Opfer die Linkspartei, die von fast keiner Seite fair und neutral dargestellt wird.“

Doch leicht war auch der von ihm gewählte Weg nicht. Es habe einige Wochen gedauert, „bis ich gemerkt habe, dass ich selber aktiv werden muss“, sagt Haberl, „und die Partei nicht jeden Tag in meinem Briefkasten zur Revolution aufruft“. Schmunzeln bei den Zuhörern. Er habe im Vorfeld der Recherche keine These gehabt („die ständigen Thesen sind auch mein Vorwurf an andere Kollegen“) – eher eine Vermutung, die sich auch bestätigt habe: Dass die Linkspartei in den Medien für die falschen Dinge angegriffen wird. „Antisemitismus,

DDR-Vergangenheit, zurück zum Sozialismus, zu einem diktatorischen Staat. Das ist glaube ich alles nicht das Problem. Und ob Klaus Ernst Porsche fährt, ist auch nicht das Thema“, sagt Haberl. „Die Medien stürzen sich bei der Linkspartei auf die falschen Themen, auf jene mit Aufreger-Potenzial.“ Allerdings lässt Haberl während der Runde auch weitgehend offen, welches denn die richtigen Themen bei der Auseinandersetzung der Medien mit der Linkspartei wären. „Was haben Sie denn letztlich für Unterschiede herausgearbeitet gegenüber der Berichterstattung der anderen?“, will ein Zuhörer wissen. „Mich interessiert ja nicht, was die Partei mit Ihnen macht.“ Er wollte keine Erklärung der Linken abliefern, erklärt Haberl erneut. Da gebe es genug Bücher. „Ich wollte beschreiben, wie ein Mensch, der, wie die Linke sagen würde, aus dem bürgerlichen Lager kommt, keinerlei Kontakt mit Klassenkampf, Utopien, Sozialismus hat ... wie geht's dem, wenn er damit in Kontakt kommt?“

Aus der Recherche ist schließlich auch noch ein Buch geworden („Wie ich mal rot wurde: Mein Jahr in der Linkspartei“), das anfangs gar nicht geplant war. Darin habe er zusätzlich Menschen porträtiert, die er interessant fand, sagt Haberl und erklärt damit noch einmal seinen Ansatz – auch für die Magazingeschichte – der beim Publikum nicht so richtig angekommen zu sein scheint. „Mein Ansatz war von den Menschen her. Ich schreibe beim ‚SZ-Magazin‘ Reportagen und Porträts, ich bin kein Investigativjournalist.“ Es sei ihm um Wege in die Linkspartei gegangen. „Ein Mensch, der unverschuldet in Hartz IV gerät. Menschen, die ihr gesamtes Leben in den Dienst einer Idee stellen und für soziale Gerechtigkeit kämpfen. Da habe ich für jeden Einzelnen großen Respekt und verstehe das“, so Haberl. „So wird aber nicht Politik gemacht – wenn man auf 80 Millionen Menschen abstrahieren muss. Und da hat mich die Linkspartei im Blick auf ein besseres Leben zu keinem Zeitpunkt überzeugt.“

Nach der Magazingeschichte, vor dem Buch, habe es heftige Reaktionen von Leuten gegeben, die mit ihm gebrochen hätten. Manche aus der Partei hätten aber auch gesagt: Endlich mal einer, der sich für uns interessiert und auch noch recht fair schreibt.

Was hat's gebracht? „Ich bin politischer geworden“, sagt Haberl, „und interessiere mich noch mehr für Zusammenhänge. Ich will mich nicht mehr mit Oberflächlichkeiten à la Plasberg, Anne Will und B. Kerner abspeisen lassen und versuche, als Journalist und Privatmann noch mehr dagegen anzukämpfen. Wer nur SZ und FAZ liest, wird einseitig informiert“. Der Linken attestiert Haberl, „im Moment eine ziemlich überflüssige und langweilige Partei“ zu sein, die die großen Themen verschlafe und am meisten mit sich selbst zu kämpfen hat.

Ein Jahr in der Linkspartei: Er würde es aus heutiger Sicht genauso wieder machen.

Marcus Schuster ist Volontär bei den Bremer Tageszeitungen.



„Wie man gute Texte noch besser macht“

Mit Ariel Hauptmeier (Geo)

Adé, einsame Schreibstube

Ariel Hauptmeier zeigt, wie man an Reportagen feilt

Von Urs Spindler

Der Journalist als Autor, als Dichter, der im Lichtkegel der Schreibtischlampe an einem Text feilt – dieses Bild feigt Geo-Redakteur Ariel Hauptmeier mit einem Satz beiseite: „Journalisten sind Handwerker, wie Fliesenleger, nur dass sie schreiben anstatt Fliesen zu legen.“ Das klingt harsch aus dem Mund von einem, der mit brasilianischen Rappern im VW Golf durch Rio de Janeiro kurvt, der Berge besteigt und auf einer Eisscholle vor der Küste Grönlands entlang gleitet. Der diese Erlebnisse zu Reportagen formt, zu journalistischen Erzählungen, die den Leser mitnehmen, in diesen Golf, auf diesen Berg, auf diese Eisscholle.

Eine Reportage sei kein Kunstwerk, sagt Hauptmeier, „allenfalls Gebrauchskunst und damit kritikfähig“. Der Vergleich mit dem Fliesenleger soll wohl vor allem eins zeigen: Runter vom hohen Ross, kein falscher Stolz, wenn es um Kritik an den eigenen Texten geht. „Ein guter Redakteur nutzt einem Text“, sagt Hauptmeier. Als einer der Gründer des Reporter-Forums versucht er, Journalisten aus der einsamen Schreibstube zu locken, sie dazu zu bringen, mit Kollegen über ihre Texte zu sprechen. Denn viele Schreiber, so Hauptmeiers Einschätzung, würden die Kritik scheuen.

Ein Etappensieg also, dass sich rund 80 Tagungsgäste in den Saal drängen – und Hauptmeier vierzig Kopien nachbestellen muss. Er hat zwei Reportagen mitgebracht. Die erste handelt vom Extrembergsteiger Steve House, der in Fachkreisen als einer der letzten wahren Alpinisten gilt. Leider war der Redakteur nicht mit House auf dem Berg, er hat ihn während eines Diavortrags auf einer Bergsteigermesse getroffen. Also springt die Handlung, vom Berg auf ein Foto, vom Foto zu House auf der Bühne, schließlich zu einer Pressekonferenz mit Reinhold Messner. „In der Reportage braucht jeder Satz einen Ort“, sagt Hauptmeier: Weniger Sprünge als im Beispieltext, eine klare Handlung, klare Protagonisten.

Um die Szenen für eine stringente Geschichte zu sammeln, ist nach Ansicht von Hauptmeier gute Vorbereitung notwendig: „Journalisten sollten sich im Vorfeld klarmachen, welche Szenen sie brauchen, wie sie ihre Geschichten aufbauen wollen. Es kann natürlich alles anders kommen. Aber die Vorbereitung ist essenziell“, sagt der Geo-Redakteur. Im Endeffekt müsse der Journalist die Geschichte anhand der Bilder erzählen, die er gesammelt habe.

Ob nicht der Inhalt der Geschichte maßgeblich für die Auswahl der Bilder sein sollte, fragt ein Fernsehjournalist aus dem Publikum. Hauptmeier sieht das anders: „Reportagen sollen nicht die Welt erklären. Reportagen sind Kino im Kopf. Viele denken, sie müssten in einem Text furchtbar klug sein, nebenbei noch die Geschichte des Alpinismus erklären. Das ist nicht so.“

Um das Kino im Kopf in Gang zu bringen, sei auch das Mittel der szenischen Rekonstruktion legitim, sagt Hauptmeier. Es dürfe lediglich nicht ins Unpräzise verlaufen – zum Beispiel, wenn mehrere Ereignisse oder Personen zusammengeführt würden. Die plastische Nacherzählung lebe vor allem von Details: Wie stark war der Sturm? Wie nass waren die Socken? „Die Leser wollen dabei sein, die Schneeflocken um die Ohren geweht bekommen“, sagt der Geo-Redakteur. Wenn die Inhalte die Szenen überlagern würden, dann sei die Reportage vielleicht nicht das richtige Format.

Die zweite Reportage ist reich an szenischem Material: Ein junger Journalist ist in ein weißrussisches Naturschutzgebiet gereist, in dem Wilderer unter den Augen der Verantwortlichen massenweise geschützte Vögel erlegen. Der Text gliedert sich in drei Abschnitte mit jeweils unterschiedlichen Protagonisten: Ein deutscher Ornithologe, kroatische Wilderer

und der Direktor des Naturparks, der seine eigenen Vögel schießt. Sie alle stehen unverbunden nebeneinander. „Wenn ich jetzt sage: Das soll eine Geschichte werden – dann muss der Text im Prinzip neu formuliert werden“, sagt Hauptmeister. „Der Journalist hätte sich viel Arbeit sparen können, wenn er rechtzeitig mit einem Kollegen über die Struktur gesprochen hätte.“

Eine Besucherin kritisiert die Beschreibung der Wilderer als zu klischeehaft: Die trinkfreudige, lärmende Männertruppe

– ein oberflächliches Bild. „Man muss gerade den Bad Guys zugestehen, ihre Perspektive zu schildern: Warum macht der das? Langeweile? Jagdtrieb? Geldnot?“, sagt Hauptmeister. Ab einem gewissen Niveau gehe es sicherlich auch um Geschmacksfragen – aber gerade solche Dinge könne man gut mit anderen Journalisten besprechen.

Urs Spindler studiert im Master-Studiengang „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Universität Hamburg.



Fukushima: Recherche in verstrahlten Regionen

Mit Cordula Meyer (Der Spiegel)

„Bei Millisievert hätte mein Engagement aufgehört.“

Von Julia Brömse

Fukushima. Ein Wort genügt, um innerhalb von Sekunden die Bilder der Katastrophe vor Augen zu haben. Die japanische Küste und dahinter die Blöcke eins bis sechs des Atomkraftwerkes. Die verwüsteten Städte und Dörfer, in denen kein Stein mehr auf dem anderen steht. Die Menschen, die nach ihren Verwandten suchen oder nach irgendetwas, das sie einmal ihre Existenz nannten. Wenn die Bilder dann in den abendlichen Nachrichten über den Bildschirm flimmern oder auf den Titelseiten der Magazine zu sehen sind, dann kann man leicht vergessen, dass es dazu Reporter bedarf, die für die Recherche dieser Bilder ihre Gesundheit riskieren.

Cordula Meyer und Uwe Buse vom Magazin „Der Spiegel“ haben dieses Risiko in Kauf genommen, sie waren in Fukushima. Wohl wissend, dass sie dabei nicht nur der Gefahr weiterer Erdbeben, sondern auch der unsichtbaren Bedrohung der Radioaktivität ausgesetzt waren.

Für Meyer, die im Wissenschaftsressort des Magazins arbeitet, war es die erste Reise nach Japan. Gemeinsam mit einem Fahrer, einer Übersetzerin sowie einem Fotografen besuchte

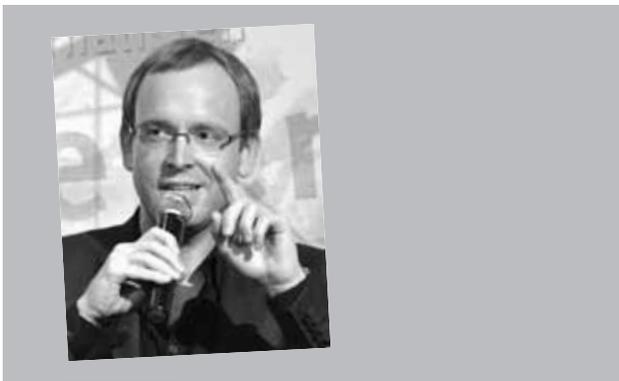
sie das Krisengebiet und kam in Kontakt mit den Opfern der Katastrophe. „Für die Überlebenden war es ein Anliegen über das Geschehene zu berichten.“ Auch die lokalen Behörden signalisierten Gesprächsbereitschaft. Die Blockadehaltung, so Meyer, kam vor allem von der Regierung aus Tokyo. Als die Reporterin ein Interview mit einem Bürgermeister aus der Provinz Fukushima führen wollte, wurde dieser von einem Mitarbeiter des Innenministeriums weggeführt.

Trotz Geigerzähler und Atemschutzmaske musste sich Meyer stark auf ihre persönliche Einschätzung verlassen: Im Flugzeug noch hatte die Journalistin eine Strahlung von drei Mikrosievert messen können. Zwölf Kilometer vom AKW Fukushima entfernt, zeigte das Gerät einen Wert von zwei Mikrosievert an. Hingegen betrug die Strahlung rund fünfzig Kilometer von Fukushima entfernt fast das Vierfache. Dass zum Beispiel keine Berechnungen über die Verbreitung atomarer Partikel durch den Wind angestellt wurden, kritisiert die Reporterin. „Die Japaner haben eine Katastrophe wie diese kategorisch ausgeschlossen: Sie haben gesagt, diese Verkettung von Unglücken, wie wir sie in Fukushima nun erlebt haben, wird es nicht geben“, konstatiert Meyer.

Für Uwe Buse, der sich zum Ziel gesetzt hatte, über die Arbeiter des Atomkraftwerks zu berichten, gestaltete sich das Vorhaben noch schwieriger. Oft mussten er und sein Team tagelang in Turnhallen ausharren. Letzten Endes war dieser Versuch jedoch wenig erfolgreich. Zwar kamen die Reporter immer wieder in Kontakt zu Japanern, die angaben, Menschen in dem AKW zu kennen, insgesamt gelang es Buse und seinem Team aber nur einmal mit einem Arbeiter zu sprechen. Der Spiegel-Reporter vermutet, dass die Behörden gezielt versuchten, diejenigen, die für die Rettungsarbeiten in den Kraftwerksblöcken eingesetzt wurden, von der Außenwelt abzuschirmen.

In ständiger Angst vor neuen Erdbeben waren Buse und sein Team immer auf eine Flucht vorbereitet. Die Ausrüstung war allzeit gepackt, sodass man im Falle des Falles nur noch hätte loslaufen müssen. Die unsichtbare Gefahr der Radioaktivität fürchtete der Reporter weniger. „Bei Millisekerten aber hätte mein Engagement aufgehört“, bekennt der Reporter.

Julia Brömse ist Stipendiatin der Journalistischen Nachwuchsförderung (JONA) der Konrad-Adenauer-Stiftung.



Investigativer Journalismus beim ZEITmagazin

Mit Christoph Amend (Redaktionsleiter Zeit-Magazin)

Hallo, Hospitanten!

Von Katrin Kampling

Investigative Recherche und das ZEITmagazin. Zwei Dinge, die man selten in einem Satz hört. Das weiß auch Chefredakteur Christoph Amend. Einen „glücklichen Zufall“ nennt er das Telefonat mit Günter Wallraff, der 2006, pünktlich zur Neukonzeption der Heftbeilage der Zeit, wieder undercover arbeiten wollte – und so den Grundstein für investigativen Journalismus im neuen ZEITmagazin legte.

Am Anfang einer solchen Geschichte in der Magazinbeilage der ZEIT steht meistens eine starke Nachricht – und ein ehemaliger Hospitant. (Apropos, brauchen Sie eigentlich noch eine Hospitanz? Das ZEITmagazin hätte da was im Angebot.) Gleich zwei Beispiele dafür hat Amend mitgebracht. Beispiele, die er mit einem schelmischen Grinsen aufdröselte.

„Wir stehen vor der schönen Herausforderung, dass wir immer zu spät kommen“, sagt Amend. So auch im Fall des Amoklaufs 2009 in Winnenden. Da ging ein ehemaliger Hospitant undercover in einen Schützenverein. Aber: „Darf man eigentlich über Menschen schreiben, die nichts Böses getan haben, die

nicht wissen, dass man über sie schreibt?“ Nur bedingt: Wenn sie stellvertretend für einen Typus stehen – und wenn sie absolut anonym bleiben. Das gilt natürlich auch für den Fotografen. Im Fall der Schützenverein-Reportage machte der offiziell eine Geschichte über Folklore. „Er hat dabei rein zufällig auch unseren Autoren fotografiert.“ Wieder ein Grinsen.

Auch die zweite Beispielreportage wurde durch eine interessante Nachricht angestoßen: Dass die Sauerlandzelle eine bestimmten Schule in Alexandria besucht hatte, die ihnen die Verbindung in ein Dschihad-Trainingslager vermittelt haben soll. „Und jetzt kommen wir wieder auf die Hospitanten.“ Denn ein ehemaliger Hospitant war selbst einmal auf dieser Schule gewesen – und bereit, noch einmal zu gehen. „Im Gegensatz zum Schützenverein war es sehr wichtig, dass der Rechercheur geschützt wird.“ Niemals das private Handy nutzen. Niemals in der Redaktion anrufen, immer nur das Privattelefon des betreuenden Redakteurs. Notizen gehen direkt übers Laptop auf den USB-Stick, niemals auf Papier. Und niemals direkt ausfragen. Nicht, weil

man als Journalist erkannt würde, sondern als Geheimdienst-Spion. „Und das war eigentlich die größte Herausforderung bei der Recherche vor Ort.“

Amend scheint viel daran zu liegen, Milieustudien für sein Magazin zu gewinnen, für die man einen besonderen Zugang braucht. So rührt er immer wieder die Werbetrommel: „Wenn Sie persönlichen Zugang zu einem Milieu haben, von dem Sie das Gefühl haben, dass es bisher nur mit oberflächlichen

Geschichten abgedeckt wurde: Kommen Sie zu uns.“ Dieses Hauptanliegen der Veranstaltung ist beim Publikum jedenfalls angekommen: Hinterher bildete sich eine große Traube um Amend. Aber auch von seinen Beschreibungen ließ sich einiges mitnehmen. Sei es auch nur die Erinnerung daran, wie wichtig es ist, gut auf den Rechercheur aufzupassen.

Katrin Kampling ist Stipendiatin der Journalistischen Nachwuchsförderung (JONA) der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS).



Das Schweigen der Ämter – Auskunftsrecht für Journalisten I

Mit Prof. Dr. Udo Branahl (TU Dortmund)

Keine Antwort ist auch eine Antwort?

Professor Dr. Udo Branahl klärt auf über das vielfach unbekannte und noch allzu selten genutzte Recht auf Auskunft gegenüber den Mächtigen und Einflussreichen in der Republik.

Von Felix Krämer

„Schlechthin konstituierend für die Demokratie“ – so charakterisiert das Bundesverfassungsgericht die Presse- und Rundfunkfreiheit. Doch wie sieht die Realität der Berichterstattung im Kontakt mit den demokratisch legitimierten Entscheidungsträgern aus? Vielfach noch stoßen Journalisten und Berichterstatter auf eine Mauer des Schweigens bei Behörden und Amtsträgern, wenn es darum geht, delicate Sachverhalte, die Verwendung von Geldern und die Verteilung von Pfründen aufzuklären.

Der Gesetzgeber hat auf diese Widerstände reagiert und den Journalisten mit dem Auskunftsanspruch gegenüber Behörden, verankert in den Landespressegesetzen, einen Hebel an die Hand gegeben. Außerdem kann sich jeder Bürger – und damit natürlich auch jeder Journalist – auf die neuen Rechte nach den Informationsfreiheitsgesetzen, dem Umweltinformationsgesetz und dem Verbraucherinformationsgesetz berufen. Professor Dr. Udo Branahl von der Technischen Universität Dortmund erteilt Auskunft über das Recht auf Auskunft.

Schwierig sei die Situation gegenüber Unternehmen, Vereinen und Verbänden, denn einen Auskunftsanspruch gebe es im privatrechtlichen Bereich grundsätzlich nicht – außer gegenüber den Unternehmen in öffentlicher Hand. Wenn der Staat sich privatrechtlich organisiere, dann könne sich der Staat hierdurch seiner Verantwortung zur Rechenschaft nicht entziehen. Einen Sonderfall stellten die öffentlichen Rundfunkanstalten dar, denn sie seien sowohl Verpflichtete als auch selbst Inhaber der Rundfunkfreiheit. Deshalb bestehe ein medienrechtlicher Auskunftsanspruch gegen sie nicht.

Branahl berichtet über den allgemeinen medienrechtlichen Auskunftsanspruch und dem hiervon zu trennenden Recht auf Akteneinsicht. Der allgemeine Anspruch auf Auskunft bestehe gegenüber allen Stellen und Behörden, die öffentliche Gewalt ausübten. Es beschränke sich auf ein Recht auf wahrheitsgemäße Stellungnahme.

Ein weiter reichendes Recht auf Akteneinsicht dagegen bestehe nicht in allen Bundesländern und – soweit vor-

handen – nur unter engen Voraussetzungen. Ob ein Landesgesetz einen solchen Anspruch eröffnet, lasse sich von der politischen Landkarte der Bundesrepublik ableiten: in den traditionell unionsregierten Bundesländern gebe es solche Gesetze nicht. In elf Bundesländern gibt es aber einen gesetzlich geregelten Anspruch auf Akteneinsicht.

Eine Einsicht in Akten kann dann nur zum Schutz von besonderen Interessen verweigert werden. Angeführt werden können etwa der Schutz der auswärtigen Beziehungen der Bundesrepublik oder der äußeren Sicherheit, der Schutz personenbezogener Daten oder der Schutz von Betriebs- und Geschäftsgeheimnissen.

Und was kann getan werden, wenn man trotz bestehenden Anspruchs auf eine Mauer des Schweigens trifft? Zunächst wendet man sich an den Behördenleiter. Soweit dies ohne Erfolg bleibt, kann Dienstaufsichtsbehörde und zuletzt Klage vor den Verwaltungsgerichten erhoben werden. Eine Alternative zur Beschreitung des Klageweges ist eine Vermittlung durch den Ombudsmann. Und natürlich bleibe immer das

scharfe Schwert der Berichterstattung über die mangelnde Auskunftsbereitschaft der Behörden.

Die erhobenen Gebühren für Aktenauszüge könnten sich bei einer Anfrage auf bis zu 500 Euro belaufen. Ein Tipp zur Kostenbegrenzung: Angezeigt sei eine möglichst genaue Beschreibung der gewünschten Informationen. Für weitere Informationen wurde verwiesen auf www.nachgehakt-online.de

Professor Branahl informierte sachkundig und kompetent über das neue Recht des Journalismus auf Information. Er antwortete umfassend auf zahlreiche Nachfragen und half mit Ratschlägen, wie Recherchen wirksam und zugleich kostengünstig geführt werden können. Vor einem erfahrenen und interessierten Publikum gelang sein Vortrag zu einem fruchtbaren Austausch von Theorie und Praxis auf dem Weg zu einer erfolgreichen Recherche.

Felix Krämer ist Stipendiat der FES JournalistenAkademie.



„Das Schweigen der Ämter“. Auskunftsrecht für Journalisten II – Praxisberichte & Tipps

*Mit Dr. Manfred Redelfs (Leiter
Rechercheabteilung Greenpeace)*

Was tun, wenn Ämter schweigen?

Edelfüller, Partygäste, Gutachten – Wie Journalisten an Informationen kommen

Von Katharine Linges

Auskunftsansprüche für Journalisten – ein trockenes Thema, zugegeben. Doch Manfred Redelfs, Leiter der Rechercheabteilung bei Greenpeace, schafft es trotzdem, in 60 Minuten lebhaft zu vermitteln, welche Möglichkeiten Journalisten gegenüber zugeknöpften Behörden haben.

Es beginnt mit einem simplen Grundsatz: Gute Vorbereitung zahlt sich aus. Wer sich bereits im Vorfeld eines Behördengespräch genau überlegt, welches Anliegen er hat und über

welche Wege er an die Information kommen könnte, erhöht laut Redelfs seine Chancen, an die Wunschinformation zu kommen. Wenn möglich, sollte gleich der zuständige Sachbearbeiter kontaktiert werden. Dies sei stets der bessere Weg, als über die Pressestelle einer Behörde zu gehen. Gerade für freie Journalisten lohne es sich allerdings, bei komplexen Informationsansprüchen vorher einen Überblick über die anfallenden Kosten zu erfragen. So lassen sich böse Überraschungen vermeiden.

Die Erfahrung zeige, dass sich Behörden bei einer sachlichen Argumentation der Anfrage offener zeigen als bei moralisierender Überheblichkeit, so Redelfs. „Man sollte es erst einmal im Guten versuchen.“ Verweise auf die Auskunftsrechte sollten als eine Art Knüppel im Sack mitgeführt werden, müssten aber nicht zwingend zum Einsatz kommen.

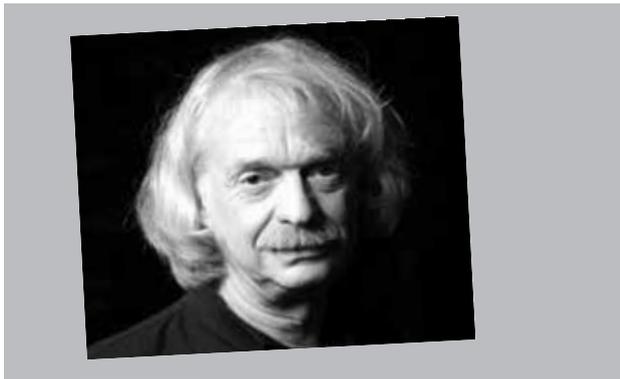
Wenn eine Behörde trotz aller Bemühungen eine Anfrage ablehne, könne auch das Umformulieren der Fragen weiterhelfen. Dies habe sich unter anderem 2009 im Fall der edlen Mont-Blanc-Füller gezeigt, die am Ende der vergangenen Wahlperiode des Deutschen Bundestags besonders beliebt bei der Bürobedarf-Bestellung der Parlamentarier waren. Als Journalisten die Bestellliste sehen wollten, wurde die Anfrage abgelehnt – die Herausgabe würde die Persönlichkeitsrechte der Abgeordneten verletzen, hieß es. In derartigen Fällen kann es – so Manfred Redelfs – hilfreich sein, übergeordnete Kategorien zu bilden, um der benötigten Information möglichst nahe zu kommen, ohne dabei geltendes Recht zu verletzen. So könnten Journalisten zumindest Bestandteile der gewünschten Informationen erhalten. Im konkreten Fall wäre es zum Beispiel aufschlussreich gewesen, allgemeinere Fragen wie die nach der Parteizugehörigkeit der Beteiligten zu stellen.

Häufig könnten Journalisten ablehnende Behörden auch durch schlichtes Kombinieren auskunftsfreudiger stimmen. So musste etwa die Gästeliste der Ackermann-Gratulanten herausgegeben werden, die auf Einladung Angela Merkels den 60. Geburtstag des Chefs der Deutschen Bank im Bundeskanzleramt gefeiert hatten. Die Behörde hatte zuvor großspurig auf die Persönlichkeitsrechte der teilnehmenden Privatpersonen verwiesen und damit begründen wollen, dass die Herausgabe der Gästeliste die Persönlichkeitsrechte der Gäste verletzen würde. Dumm nur, dass Privatpersonen, die im Kanzleramt – und damit auf Kosten des Steuerzahlers – verköstigt worden wären, einen noch größeren Skandal für die Behörde bedeutet hätten. Eilig ruderte sie daraufhin zurück und gab die Liste heraus.

Allgemein wird deutlich: Es kann sich lohnen, in kniffligen Fällen zu klagen. Als Beispiel führt Redelfs einen von einer Tageszeitung gegen Finanzminister Wolfgang Schäuble geführten Prozess nach dem Informationsfreiheitsgesetz an. Dabei wollte Schäuble ein Rechtsgutachten zur Steuersünder-CD nicht herausgeben, weil er eine mögliche „Störung der Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz“ befürchtete. Davon ließ sich das Gericht ebenso wenig überzeugen wie vom Argument, eine Veröffentlichung des Gutachtens könnte Nachteile für die Kontrollaufgaben der Finanzbehörde bedeuten. Am Ende musste der Finanzminister das Gutachten herausgeben – und hatte sich obendrein blamiert.

Nach sechzig Minuten voller Mut machender Rechtsurteile schaltet Redelfs zur Abschlussfolie seines Vortrags. „I’ll quit when it stops being fun“, steht darauf. Es ist dieser Eindruck, der haften bleibt: Für Redelfs scheint der Spaß an der Recherche noch lange nicht vorbei zu sein.





„Der Profiler“

Mit Axel Petermann (Mordkommission Bremen)
Moderation: Manfred Ladwig (SWR)

Mit Packpapier zum Täterprofil

Von Matthias Glötzner

Mit aufgeschnittener Kehle lag die junge Frau im Kellerraum eines Neubaus. Eine etwa 20 Meter lange Blutspur führte die Ermittler der Mordkommission vom Tatort zum Fundort der Leiche. Als entscheidend zur Lösung des Falls erwies sich ein Gasmasken, die in der Nähe gefunden wurde. Erst diese brachte den Bremer Fallanalytiker Axel Petermann auf die richtige Spur und weckte in ihm den Verdacht, dass der Täter sadomasochistische Neigungen haben könnte.

„Nicht wer der Täter ist, steht für mich im Vordergrund, sondern warum er diese Tat begangen hat. Ich will seine Motivation verstehen.“ So formuliert Petermann das Prinzip seiner Tätigkeit als Profiler. Bereits seit über 20 Jahren arbeitet er als Analytiker. Ein Psychologiestudium setzt das Berufsbild nicht voraus. Die Ausbildung erfolgt über das Bundeskriminalamt (BKA) und eine Reihe weiterer fachspezifischer Schulungen. Mittlerweile hat sich der Arbeitsbereich in der Kriminalistik durchgesetzt. Analytiker wie Petermann gibt es in jedem Bundesland.

Die Profiler fahren zu jedem Tatort mit raus, um sich einen Eindruck verschaffen zu können. „Crime Scene Analysis“ nennt sich das im Fachjargon. Augenzeugen interessieren die Analytiker aber allenfalls am Rande. „Nur Sachinformationen zählen“, sagt Petermann. Gibt es Unstimmigkeiten? Wie sind die Blutspritzer verteilt? Welche Hinweise können gesichert werden? Im Fall der ermordeten Frau sei es zum Beispiel von entscheidender Bedeutung gewesen, dass die Gasmasken nicht übersehen wurde. „Ansonsten hätten wir den Mord vielleicht nie aufklären können.“

Nach der Untersuchung des Tatorts, bemühen sich die Analytiker um möglichst viele Informationen über das Opfer und führen deshalb Gespräche mit Bekannten, Verwandten und Kollegen. „Weil wir von einer Menge Personen viele unterschiedliche Meinungen über jemanden erhalten, wissen

wir am Ende oft mehr über das Opfer als alle anderen“, so Petermann. Mütter beispielsweise seien stets überzeugt, dass ihr Kind nie mit Fremden mitgehen würde. „Sprechen Sie mit einer Schulfreundin, kriegen sie aber meist schnell ein ganz anderes Bild.“

Für die Fallanalytik ist Kommunikation alles. Gespräche sind nicht nur wichtig innerhalb des Teams und mit Bekannten des Opfers, sondern auch mit anderen Experten. Aber Petermann legt Wert auf die Feststellung, dass damit nicht nur der Kontakt zu anderen Wissenschaftlern gemeint ist. Nicht nur Psychologen, Forensiker, Schusswaffen-Experten und Sexualwissenschaftler seien die klassischen Gesprächspartner der Profiler, auch Dominas und Bankräuber würden dazu gehören. „Es gibt so viele unterschiedliche Parallelwelten. In diese kommen wir nur über Gespräche hinein“, sagt Petermann. So habe sich auch im Fall der ermordeten Frau das Gespräch mit einer Domina als hilfreich erwiesen. Sie habe ihm bestätigt, dass Atemmasken im SM-Milieu oft verwendet werden. Erst dann hätten die Bremer Analytiker auch gewusst, dass der gehegte Verdacht plausibel war.

Von der „Realität“ des Fernsehens, dies ließ die Veranstaltung deutlich werden, unterscheidet sich die Arbeitsweise der Profiler doch ganz erheblich. Da verwundert es auch nicht, wenn die Büroräume der Analytiker weder von gläsernfuturistischen Laboren noch von riesigen Touchscreen-Displays gespickt sind. „Wir haben dafür Packpapier“, bemerkt Petermann trocken. „Das hängt überall an der Wand, damit wir unsere Überlegungen notieren können.“

Matthias Glötzner ist Stipendiat des FES-JournalistenAkademie.



„Informationsbeschaffung bei Nachrichtendiensten“

Mit Andy Müller-Maguhn (Chaos Computer Club)

Moderation: Manfred Ladwig (SWR)

„Why Sample When You Can Monitor All?“

Wie Nachrichtendienste große Datenmengen erfassen und auswerten

Von Swantje Unterberg

„Intelligence Support Systems“ ist das Stichwort für die Suchmaschine, mit dem die knapp 60 Besucher aus dem überfüllten Konferenzraum für weitere Recherchen entlassen werden. Aber „erst einmal sacken lassen“, rät Moderator Manfred Ladwig zum dritten und letzten Mal in dieser Stunde. Denn was Andy Müller-Maguhn vom Chaos Computer Club (CCC) über die Informationsbeschaffung bei Nachrichtendiensten vermittelt hat, ist harte Kost.

Der Hacker und Journalist setzt sich wie der CCC für Transparenz und Informationsfreiheit ein. Doch „Nachrichtendienste haben genau das gegenteilige Interesse. Nämlich Informationen geheim zu halten und Prozesse zu entschleunigen, um sie kontrollierbar zu machen“, sagt Müller-Maguhn. Dafür haben sie zahlreiche Methoden, sich das Wissen, auf dem ihre Macht beruhe, anzueignen. Auf einen Bereich, den der „Signals Intelligence“, geht Müller-Maguhn in dieser Stunde näher ein.

Aber was versteckt sich hinter diesem Begriff? Nachrichtendienste liefern „Intelligence“ – also aufbereitete Daten, auf deren Basis Entscheidungen gefällt werden. Ihre Produkte unterscheiden sie laut Müller-Maguhn nach den verwendeten Daten. Es gebe erstens die „Open Source Intelligence“, die aus öffentlich zugänglichen Quellen wie Zeitungsartikeln, Veranstaltungen oder etwa Rechnungen und Briefen aus dem Altpapiercontainer gewonnen werde. Zweitens die „Human Intelligence“, für die sie Agenten und Informanten einsetzen. Und drittens die „Signals Intelligence“, die auch als „SIGINT“ oder – wie beim Bundesnachrichtendienst – als „technische Aufklärung“ bezeichnet wird und auf zumeist digitalen Daten wie Mautinformationen, Telekommunikation oder Banktransaktionsangaben basiert.

Müller-Maguhn erklärt in Bezug auf die SIGINT zunächst, wie die Daten gewonnen werden. Wichtig sei dabei das Zusammenspiel zwischen Regierungen und den technischen Entwicklern. Für die freie Wirtschaft zähle nicht, was gesetzlich geboten, sondern was technisch möglich sei. In der Folge passten Regierungen regelmäßig ihre Gesetze an die technischen Möglichkeiten an, nicht umgekehrt. Bei der Vorratsdatenspeicherung sei genau das passiert, sagt Müller-Maguhn. Frei nach dem Motto „Why sample when you can monitor all?“

Mittlerweile stehen wir laut Müller-Maguhn vor einem Paradigmenwechsel, nach dem alles überwacht und gespeichert und später ausgewertet werde. Schon heute sei es den Nachrichtendiensten möglich, ohne richterlichen Beschluss und ohne Kenntnis der Netzbetreiber die Telekommunikation zu überwachen. Die Betreiber seien gesetzlich verpflichtet, Schnittstellen in ihre Netze einzubauen, die die Überwachung automatisch ermöglichen. Die Technik hierfür heiße „Lawful Interception“. Siemens bewerbe seine Anlagen damit, dass sie „flexibel konfigurierbar und skalierbar“ seien. Ob man alles abhöre oder nur gezielt eingreife, sei demnach eine Frage der Programmierung. „Der Unterschied zwischen einer Demokratie und einer Diktatur ist nur die Konfigurationsdatei“, sagt Müller-Maguhn.

Die Ökonomie des Abhörens bestehe darin, den teuren Faktor Mensch möglichst wenig einzusetzen, sagt Müller-Maguhn. Spracherkennung etwa könne Daten nach bestimmten Parametern wie Geschlecht und Aussprache filtern. Je nach Verdacht müssten sich Analysten nur noch mit einem Prozentsatz der Daten persönlich befassen. Und Personen, von denen einmal ein so genannter „Voice Print“ gespeichert sei, ließen sich aus einer Vielzahl von Verkehrsströmen identifizieren. So garantiere auch ein Anruf aus der Telefonzelle oder ein Wechsel der SIM-Karte keine Anonymität mehr.

Darüber hinaus könne die Software nach bestimmten Stichwörtern und Umschreibungen wie „Schneehandel“ für Kokain suchen oder nach bestimmten Mustern im Kommunikationsverhalten fahnden. Auch emotionale Reaktionen blieben ihr nicht verborgen, so dass bei längerer Überwachung etwa Abweichungen vom Normalverhalten automatisch erkannt würden.

Das volle Potenzial der Überwachung schließlich werde erreicht, wenn verschiedene Daten und Auswertungsmethoden kombiniert würden. Mittels Mautinformationen, Standortdaten der Mobiltelefonie und Angaben von Geldautomaten ließen sich etwa genaue Bewegungsprofile erstellen. Verknüpft mit Analysen zum Normalverhalten ergäben sie bei Abweichungen Anhaltspunkte für Verdächtigungen.

Das muss man nach Ladwig nicht nur sacken lassen, sondern auch nach der Legalität hinterfragen. Diese sei für Nachrichtendienste untergeordnet, entgegnet Müller-Maguhn, da sie nicht dem Legalitäts-, sondern dem Opportunitätsprinzip unterworfen seien. Wenig beruhigt die Einschät-

zung, dass es von Seiten der Parlamentarischen Kontrollgremien keine wirksame Kontrolle der Geheimdienste gebe.

Wollten sich Journalisten die Techniken der Geheimdienste zunutze machen, stellt sich indes nicht nur die Frage nach der Legalität, sondern auch nach dem Budget. Da bleibt nur die „Open Source Intelligence“. Müller-Maguhn rät, sich bei sehr komplexen Recherchen das Denken in Organigrammen zu Eigen zu machen. Dafür gebe es etwa Programme wie Maltego. Außerdem sollten Journalisten sich mehr trauen, bei Rechercheansätzen im Netz andere um Hilfe zu bitten, die ein weiteres Puzzlestück liefern könnten.

Einzig ein bisschen mehr Entschleunigung hätte dem Vortrag gut getan – oder schlicht etwas mehr Zeit, wie Ladwig für zukünftige Lessons anregen will. Die wird der geneigte Nachrechercheur übrigens auch brauchen: Google liefert zum Stichwort „Intelligence Support Systems“ 50,5 Millionen Treffer.

Swantje Unterberg studiert im Master-Studiengang „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Universität Hamburg.



„Der Nazi-Fahnder“

Mit Kurt Schrimm (Leiter der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen)

Moderation: Manfred Ladwig

„Unsere Erfolgsaussichten sind nicht groß“

Kurt Schrimm über die Arbeit als Nazi-Fahnder

Von Julia Kottkamp

Was können Journalisten für ihre Recherchearbeit von einem Nazi-Fahnder lernen? Diese Frage stand im Mittelpunkt des Panels „Der Nazi-Fahnder“, in dem Kurt Schrimm, Leiter der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen, zu Gast war. Konkrete Methoden für Journalisten blieb das Panel zwar schuldig, Anregungen gab es aber schon.

„Wir rechnen damit, dass Recherchen ins Leere laufen. Deswegen sind wir auch nicht frustriert.“ Dies ist wohl eine

der obersten Lehren, die Kurt Schrimm als Leitender Oberstaatsanwalt verinnerlicht hat. Sein Motiv ist es, auch Jahrzehnte nach dem Ende des Dritten Reiches noch Mörder zu finden. Denn Mord verjährt nicht.

Mit mächtigen Gegnern hat Schrimm dabei zu kämpfen. Einer der größten ist wohl die Zeit. Selbst wenn eine Recherche gelingt und ein Täter von einst identifiziert wird, sind die Gesuchten oftmals verstorben und vor einem irdi-

schen Gericht nicht mehr zu belangen. Ein anderer Gegner ist das Misstrauen. Denn der erste Weg der Ermittler führt in den meisten Fällen in Archive, die über den ganzen Globus verteilt sind. Egal ob in Südamerika, in Ländern der ehemaligen Sowjetunion oder in Europa, die Erlaubnis zur Recherche in den jeweiligen Archiven zu erhalten, sei zu Beginn immer eine große Herausforderung. Viel zu oft schlage ihm Misstrauen entgegen. Doch es gehe nicht darum, deutsche Taten zu vertuschen und die Schuld anderer zu belegen. Es gehe um Aufklärung der schrecklichen Taten, ohne Einschränkungen. Deshalb sei Überzeugungsarbeit zu leisten.

Öffnen sich dann die Archivkammern, stehen Schrimm und seine Mitarbeiter der nächsten Herausforderung gegenüber. So seien ihnen beispielsweise in Russland rund einhalb Kilometer laufende Akten präsentiert worden. Eine Menge Papier für Schrimm und seine zwei Dolmetscher. Oftmals helfen die ansässigen Archivare mit Tipps bei der Suche. Dennoch, die Suche nach dem Unbekannten zehre. „Unsere Erfolgsaussichten sind nicht groß“, gibt Schrimm zu, „Phantasie ist gefragt“.

Wenn den Oberstaatsanwalt etwas aus der Ruhe bringen kann, dann die Kritik an seiner Arbeit, gerade von Deutschen. Immer wieder sehe er sich mit Vorwürfen konfrontiert, Steuergelder für die Fahndung nach Greisen zu verwenden, die dann „mit der Bahre ins Gericht getragen werden“ und kurze Zeit später versterben. Für den Juristen Schrimm kein Argument, denn unsere Rechtsordnung kenne ja keine Ver-

jähung für Mord. „Ich finde es schade, dass unsere Arbeit im Ausland sehr viel mehr gewürdigt wird als im eigenen Land“, beklagt er.

Und doch gibt es immer mal wieder Erfolgserlebnisse, wie kürzlich im Fall des ehemaligen KZ-Wachmanns John Demjanjuk. Eine amerikanische Zeitungsnotiz machte Schrimms Assistenten auf den mutmaßlichen Nazi-Verbrecher aufmerksam. Neues Beweismaterial und weitere Forschungsergebnisse zum Vernichtungslager Sobibor führten schließlich zur Anklage im Juli 2009 und zur Verurteilung von Demjanjuk Mitte Mai dieses Jahres.

Welche Recherchetipps können sich aber nun Journalisten bei Kurt Schrimm abgucken? Diese Frage wurde nicht beantwortet, zumal derart arbeitsaufwändige Recherchen im Journalismus selten sind und die staatlichen Ermittler zu anderen Maßnahmen greifen können als Journalisten. Was aber Nachahmer im Journalismus finden kann, sind der Mut und die Unbeirrbarkeit des Oberstaatsanwalts Schrimm. Der Mut zum Scheitern – und die Unbeirrbarkeit, an der richtigen Sache festzuhalten. Für manche Dinge lohnt es sich eben zu kämpfen, sich zu verbeißen und beharrlich zu bleiben. Es liegt im Interesse der Öffentlichkeit, auch im Journalismus Platz und vor allem Ressourcen zu schaffen, damit dies (wieder) möglich ist.

Julia Kottkamp studiert im Master-Studiengang „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Universität Hamburg.



„Der Stasiakten-Verwalter“

Mit Roland Jahn (Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen)

Moderation: Hans-Jürgen Börner (Journalist)

Die Akten der Anderen

Von Christian Mehrmann

Roland Jahn sieht nicht gerade aus wie ein tougher Spitzeljäger. Die Haare schneeweiß, die Augen tief und das Auftreten eher lässig als forsch. Auch seine Amtsbezeichnung

– Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik – klingt eher nach Behördenmuff und Aktenkilo-

metern als nach spannender investigativer Arbeit. Und doch können die Stasi-Akten über Wohl und Wehe eines Menschen, über gesellschaftliches Ansehen und dessen Entzug, sogar über berufliche Existenzen entscheiden – wie zuletzt im Fall des Dresdner Historikers Michael Richter.

Der Bundesbeauftragte sieht sich und seine Behörde vor allem in der Dienstleistungsfunktion für Journalisten. Die Stasi-Akten sind schließlich eine historische Quelle wie jede andere auch. Sie sind authentisch, ihr Inhalt entspricht sehr wahrscheinlich den Fakten. Denn wenn die Stasi eines gut konnte, dann dokumentieren. Und das meist gleich mit mehreren Spitzeln, um Übertreibungen oder Manipulationen zu vermeiden. Die Akten sind in ihrem Inhalt ganz von ihrem geheimpolizeilichen Zweck getragen. Hier finden sich Protokolle, Berichte, Dossiers und Psychogramme. Auch solche Quellen müssten selbstredend auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft werden, denn auch manch „wichtigtuersche“ Spitzel fand sich unter den Offiziellen und Inoffiziellen des Staatssicherheitsdienstes.

Sind Akten hinreichend überprüft, böten sie dankbare Ansatzpunkte für journalistische Recherchen, so Jahn, der selbst Journalist ist und zuletzt stellvertretender Redaktionsleiter beim ARD-Politmagazin „Kontraste“ war. Die „Jahn-Behörde“ stellt auf Antrag Akten zur Einsicht zur Verfügung. Solche Dokumente, die keine personenbezogene Informationen oder Daten über Personen der Zeitgeschichte, Inhaber politischer Funktionen und Amtsträger enthalten, können

problemlos eingesehen werden. Informationen zu Betroffenen und Dritten bedürfen der Einwilligung der jeweiligen Personen. Dabei betreibt Jahns Behörde „Opferschutz“, keinen „Täterschutz“. Nach zahlreichen Gerichtsurteilen in den Jahrzehnten seit der Wiedervereinigung dürfen demnach Informationen über ehemalige Stasimitarbeiter namentlich veröffentlicht werden – auch ohne Einwilligung.

Journalisten gibt Jahn mit auf den Weg, dass sie bereits „eine Story im Kopf“ haben sollten, wenn sie sich an die Behörde wenden. Diese sei „kein Detektivbüro“ und arbeite umso effizienter, je mehr Schlagworte, Hinweise und Namen die Rechercheure mitbrächten. Wer den Sachbearbeiterinnen und -bearbeitern dabei noch freundlich gegenübertritt, sei womöglich erfolgreicher als diejenigen, die das nicht täten.

Ein wenig Kritik am Ende musste auch noch sein. Jahn bemängelte, dass der Service für Journalisten noch verbesserungswürdig ist – die Dienstleistung klappt noch nicht so gut. Im Schnitt sollte es nicht länger als zwei Jahre dauern, bis die Behörde zu einem Vorgang Auskünfte erteilen kann – in journalistischen Dimensionen eine Ewigkeit. Bekannterweise ist Papier ein geduldiges Medium – bei Geheimdienstakten ist das nicht anders. Und so schlummert wohl noch der ein oder andere potenzielle Erkenntnisgewinn in den Weiten des Behördenarchivs.

Christian Mehrmann ist Stipendiat der FES Journalisten Akademie.

„Die EHEC-Vermittlerin“

*Mit Susanne Glasmacher (RKI)
Moderation: Steffi Radke (SWR1)*

Auf der Spur der Sprossen

Von Tobias Langenbach

Eigentlich wollte er nur ein paar schöne Erinnerungsfotos machen. Von den anderen Teilnehmern der Reisegruppe. Vom tollen Restaurant hier in Lübeck. Vom Buffet und vor allem vom Järgergulasch, an dem sich die Gäste gerade bedienten. Der Tourist mit dem Fotoapparat hatte keine Ahnung, dass seine Fotos dabei helfen würden, die Herkunft des mysteriösen und gefährlichen EHEC-Keims zu klären. „Auf den Fotos waren Sprossen im Essen zu sehen“, sagte Susanne Glasmacher, Pressesprecherin vom Robert-

Koch-Institut (RKI). Ergebnis einer langen, mühevollen Recherche.

Ziemlich klein war das Publikum, vor dem die Pressesprecherin und Moderatorin Steffi Radke diskutierten. Nur sechs Zuhörer wollten mehr über das, wie Radke es nannte, „Phantom EHEC“ erfahren, das im Mai 2011 durch alle Medien geisterte. Zum einen lag das an Günter Grass, der zeitgleich zum EHEC-Vortrag seine Rede hielt. Zum anderen

war auch die Organisation selbst das Problem: Da eine Veranstaltung kurzfristig ausgefallen war, rückte Glasmacher als „EHEC-Vermittlerin“, wie sie im Programmheft auftauchte, kurzfristig zeitlich nach vorne.

Glasmacher war während der EHEC-Krise im Mai dafür zuständig, für die Öffentlichkeit alle Informationen pressegerecht aufzubereiten. „Echte Detektivarbeit“ nannte sie die kleinteilige Recherche des RKIs, um den infizierten Sprossen auf die Spur zu kommen. Der erste Schritt: Sichtung und Dokumentation: Wo genau treten Krankheitsfälle gehäuft auf? Welche Symptome – Durchfall, Erbrechen, Magenkrämpfe – zeigen die Infizierten, wie viel Zeit ist bis zur Ansteckung vergangen? Die Spur habe dann schließlich in ein Lübecker Restaurant geführt. Das RKI kontrollierte die Vertriebswege, machte die Lieferanten der verschiedenen Lebensmittel ausfindig und wurde so schließlich auf einen Hof in Bienenbüttel aufmerksam. Zusätzlich befragten RKI-Mitarbeiter den Koch und Restaurantgäste. „Viele Infizierte haben sich gar nicht daran erinnert, Sprossen gegessen zu haben“, sagte Glasmacher. „Das war die Schwierigkeit.“ Erst eine genaue Analyse der Restaurant-Rezepte und der besagten Fotos der Reisegruppe hätten geholfen.

Glasmacher stellte auch klar, dass es mitunter „irre lange“ dauern kann, bis das RKI mit seiner Recherche überhaupt erst anfangen kann. So seien es zunächst die Gesundheitsämter, die von Ärzten gemeldete Krankheitsfälle auswerten und gegebenenfalls Quarantäne anordnen. „Die Gesundheitsämter sind ganz klar erst mal die Handelnden hier“, sagte Glasmacher. Anderthalb Wochen hätten sie laut der Pressesprecherin dann Zeit, die jeweiligen Landesbehörden zu informieren. Die wiederum hätten dann eine Woche Zeit, um das RKI zu benachrichtigen. Während der EHEC-Krise habe das RKI zwar um tägliche Information gebeten und sie auch erhalten, „doch das ist eben nur eine Bitte“, so Glasmacher. „Konkrete Verordnungen im Krisenfall würden sicherlich helfen.“

Tätig wird das RKI bei der Recherche nur nach offizieller Einladung eines Bundeslandes. Für Pressesprecherin Glasmacher „nachvollziehbar“ – auch im akuten Krisenfall. „Wer möchte schon, dass im eigenen Haushalt recherchiert wird, ohne dass man es weiß?“

Die Pressesprecherin räumte Fehler des RKIs sowohl bei der Recherche, als auch bei der Krisen-Kommunikation ein. Die Sprossen als Erreger hätten vielleicht schon früher identifiziert werden können – in ersten Fragebögen tauchten sie jedenfalls noch als Antwort auf die Frage „Was haben Sie gegessen?“ auf. Dann allerdings verschwanden sie wieder aus den Bögen. „Die Leute hatten sie einfach vergessen und wussten nur noch zu einem kleinen Teil, dass sie Sprossen gegessen hatten“, so Glasmacher. „Das hat kein eindeutiges

Ergebnis gebracht, und deswegen haben wir sie rausgenommen.“

Problematisch sei auch teilweise die Selbstdarstellung des RKIs in den Medien gewesen. Mitarbeiter hätten auf Pressekonferenzen Verzehrempfehlungen gegeben – dafür sei aber laut Glasmacher das Bundesinstitut für Risikobewertung zuständig, mit dem das RKI zusammenarbeitet. „Das weiß doch keiner, wer versteht solch komplexe Strukturen denn noch?“ fragte ein Zuschauer. Glasmachers Antwort: Im Zuge der Föderalismusreform sei die Chance, den Infektionsschutz besser zu organisieren, verschmährt worden.

Insgesamt verstand es Susanne Glasmacher, die Recherche-techniken des RKIs vorzustellen und vor allem ein Bewusstsein dafür zu schaffen, von welchen eher zufälligen Faktoren (z. B. Touristenfotos) der Erfolg einer Recherche abhängen kann. Schade, dass nur so wenig Leute ihren Weg in den Konferenzraum 7 gefunden hatten und dass Moderatorin Steffi Radke nicht weiter auf die Person der Pressesprecherin einging – schließlich trug die Veranstaltung den durchaus neugierig machenden Titel „die EHEC-Vermittlerin“.



Israel in den Medien. Vom demokratischen Vorbild ins Abseits?

Mit Eldad Beck (Korrespondent Jedioth Acharonot),
Stefan Buchen (NDR)

Moderation: Christoph Schult (Spiegel)

Israels Rolle in den deutschen Medien – die kollektive Phantasie eines Tabus?

Von Ronja von Wurmb-Seibel

Wenn ein israelischer Journalist und ein deutscher Nahost-Experte über Israels Rolle in den deutschen Medien sprechen, sind harte Auseinandersetzungen eigentlich programmiert. Umso erstaunlicher war es, dass es bei der Diskussion zwischen Eldad Beck und Stefan Buchen lange Zeit ziemlich friedlich zuging. Das lag jedoch weniger an mangelnden Meinungsunterschieden, sondern vielmehr am 'falschen' Thema. Denn zu Israel war lange Zeit nichts zu hören.

Obwohl Moderator Christoph Schult immer wieder versuchte, seine Gesprächspartner auf die richtige Fährte zu bringen, ereiferten die sich stattdessen über das Phänomen des arabischen Frühlings. Erst nach einer guten Stunde steuerte die Debatte auf Israel zu. Das eigentliche Thema – die Frage, ob Israels Einfluss auf die deutschen Medien künftig abnehmen werde – kam dabei immerhin kurz zur Sprache. „Ich muss als deutscher Journalist nicht unbedingt den israelischen Kommentatoren, Journalisten oder der Regierung die Deutungshoheit darüber zusprechen, was in den Nachbarländern passiert“, erklärte Stefan Buchen vom NDR. Seiner Meinung nach hat der arabische Frühling in diesem Zusammenhang nichts verändert, israelische Reaktionen auf die Ereignisse im Nahen Osten werden in den deutschen Medien nach wie vor reflektiert. Ausschlaggebend sei jedoch, dass die Revolutionen innenpolitische Vorgänge sind. „Das hat erstmal relativ wenig mit Israel zu tun. Israel kommt immer mal wieder am Rande vor, aber es steht nicht im Zentrum“, sagte Buchen.

Noch deutlicher wurde der israelische Journalist Eldad Beck. „Ich weiß auch nicht wer behauptet hat, dass es für israelische Experten oder Sprecher eine Deutungshoheit für Deutschland geben soll. Ich sehe das ein bisschen so wie diese kollektive Phantasie, dass es ein Tabu in Deutschland geben sollte, dass man Israel nie kritisieren darf – was eigentlich ein Quatsch ist.“ In ähnlicher Einigkeit

verurteilten beide Redner die Zunahme antisemitischer Hetze in Ägypten seit Beginn der Revolution. Hitziger wurde es dann aber bei der Frage um Israels Außenpolitik gegenüber seinen Nachbarländern, allen voran mit Ägypten. „Es gibt keinen Frieden zwischen Israel und Ägypten. Es gibt ein Papier, es gibt zwei Botschaften, aber es gibt keinen Frieden“, stellte Eldad Beck klar. Aufgrund der ägyptischen Hetze sei in absehbarer Zeit auch keine Annäherung möglich. Stefan Buchen hingegen warf Israel Isolationspolitik vor, was bei Beck heftige Proteste hervorrief. Er setzte zu einer durchaus emotionalen Erklärung an, warum Israel gar keine andere Wahl habe als sich abzuschotten. Es blieb allerdings beim Versuch. Aus mangelnder Zeit musste die Debatte ziemlich abrupt abgebrochen werden. Dass sie trotz der Themaverfehlung keine uninteressante war, lag vor allem an der Expertise der Redner, die ihre Ansichten in aller Klarheit, aber auch mit viel Herzblut vorgetragen haben.

Letztlich hat der Verlauf des Gesprächs vielleicht mehr zum Thema gesagt als die Gesprächspartner selbst. Die Revolutionen in den arabischen Ländern haben durchaus dazu geführt, dass die Bedeutung Israels in den deutschen Medien abgenommen hat. Allerdings nicht, weil das Land sein Monopol als „einzige Demokratie im Nahen Osten“ verloren hat, sondern weil die Ereignisse in Arabien enorm viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Selbst bei einer Debatte, bei der es eigentlich um Israel gehen sollte.

Ronja von Wurmb-Seibel ist Stipendiatin der Journalistischen Nachwuchsförderung (JONA) der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS).



„China als Exporteur von Zensur-Know-How“

Mit Adrienne Woltersdorf (Deutsche Welle)

„Haben Sie sich heute schon zensiert gefühlt?“

Adrienne Woltersdorf über Zensoren und Zensierte in China

Von Julia Neirich

Adrienne Woltersdorf wählte einen sanften Einstieg in das Thema Internetzensur. Die Journalistin begann mit einer simplen Frage an das Publikum: „Haben Sie sich heute schon zensiert gefühlt?“ Allgemeines Nachdenken, verhaltenes Kopfschütteln, Gemurmel im Publikum: „Eigentlich nicht“. „Sehen Sie, die Chinesen denken genauso“, erwiderte Woltersdorf. Eine junge Chinesin, die morgens auf dem Weg zur Arbeit in Peking am Kiosk vorbeikomme und dort aus diversen Tageszeitungen – insgesamt ca. 2.000 in China – und bunten Lifestyle-Magazinen wählen könne, dann per Flachbildschirm in der U-Bahn die neuesten Nachrichten erfahre und parallel mit ihrem Smartphone ihre Emails abrufe und Neuigkeiten von Freunden, Bekannten und Kollegen über ihre sozialen Netzwerke bekomme, fühle sich nicht unbedingt schlecht informiert, so Woltersdorf. Sie ist Sinologin und seit Anfang 2009 Leiterin der China-Redaktion der Deutschen Welle¹.

In ihrem Vortrag widerlegte sie systematisch den subjektiven Eindruck der jungen Chinesin auf den Straßen Pekings – und manch ein Teilnehmer der Veranstaltung „China als Exporteur von Zensur Know-how“ fühlte sich mehr und mehr an eine Szene aus George Orwells Überwachungsstaat erinnert. Woltersdorf berichtete von den firmeneigenen Sicherheitsabteilungen der großen Online-Portal-Betreiber, die für die Kontrolle der Inhalte von Foren und Blogs selbst zuständig sind, von der manipulierten Online-Suche nach kritischen Stichworten wie „Tiananmen“ oder „Falun Gong“, die dann häufig zu einer „Error“-Meldung des Computers führt und den Computer lahm legen kann, von einigen Minuten bis hin zu Tagen. So werden nach den Worten von Woltersdorf unerwünschte Themen wie Korruption,

Landenteignungen oder selbstgedrehte Videos zu Polizeiwillkür von vornherein verhindert. Gleichzeitig werden mit Hilfe der Blogger der „5-Groschen-Partei“ eigene Propaganda-Themen gesetzt und Diskussionen in parteifreundliche Bahnen gelenkt. In einer Email werde den staatlich angeheuert und bezahlten Bloggern morgens die Marschrichtung mitgeteilt.

Die Not der Zensierten mache aber erfinderisch. Da werde beispielsweise Liu, der Nachname des Friedensnobelpreisträgers Liu Xiaobo, zu Liu, der Zahl Sechs, und jeder interessierte Chinese in den einschlägigen Foren verstehe, um wen es sich handelt. Zensor adé!

Leider erst in der anschließenden Fragerunde ging Woltersdorf intensiver auf den Export des Zensur-Know-hows ein. Auf der Kundenliste der Chinesen stünden Pakistan, der Iran, Syrien. Zu diesem Thema hätte es im Publikum noch einige Fragen gegeben – einzig die Zeit, sie war vorbei. Gleichwohl eine gelungene Veranstaltung.

¹ Adrienne Woltersdorf betonte, dass sie in der Veranstaltung ihre eigene – und nicht die offizielle Meinung der Deutschen Welle – vertrete.



Sich nicht gemein machen, auch nicht mit einer guten Sache? – Journalisten und Hilfsorganisationen

Mit Linda Polman (freie Journalistin und Autorin),
Marion Aberle (Welthungerhilfe),
Wim Dohrenbusch (WDR-Korrespondent)
Moderation: Dr. Lutz Mücke (Medienwissenschaftler
Uni Leipzig)

Die Geschichte hinter der Geschichte

Von Marc Patzwald

Bei Erdbeben, Seuchen und Hungersnöten sind Hilfsorganisationen vor Ort und wollen Menschen unterstützen. Dafür brauchen sie Spenden, die sie beispielsweise über Fernsehauftritte oder Zeitungsanzeigen sammeln. Journalisten nehmen sie meist auch in die Krisengebiete mit, sodass diese sehen, wie die Hilfe ankommt. Auch Pressemitteilungen versenden die Organisationen regelmäßig, um über Fortschritte und die allgemeine Situation in den Ländern zu informieren. Auch wenn ihre Arbeit gut zu sein scheint, dürfen Journalisten unkritisch mit diesen helfenden Informanten umgehen?

Der frühere ARD-Korrespondent in Nairobi, Wim Dohrenbusch, kritisiert, dass für viele Medien Hilfsorganisationen die Lieferanten „absoluter Wahrheit“ seien. Redaktionen hätten ihm oft Faulheit unterstellt, wenn er erklärte, dass einige Berichte der Organisationen schlichtweg falsch seien. „Wenn man mit ihnen nur halb so kritisch wie mit der Pressearbeit der Industrie umgehen würde, dann wäre vielen geholfen.“

Für die freie Journalistin und Autorin des Buches „Mitleidsindustrie“, Linda Polman, bilden die Hilfsorganisationen eine eigene Industrie. „Krisen-Karawanen“ reisten dorthin, wo das Geld sei. Schließlich müssten diese Hilfswerke auch wirtschaftlich überleben. „Sie wollen sich selbst Gutes tun“, so Polman. An diesem Punkt widerspricht ihr Marion Aberle von der Welthungerhilfe. Die Pressesprecherin sieht Hilfsorganisationen vielmehr als Dienstleister, die nicht von einem Ort zum anderen „hoppen“. „Wir waren schon lange in Afghanistan, bevor die Bundeswehr das Land entdeckt hat“, sagt sie.

Im Gegensatz zu Polman ist Dohrenbusch nicht generell gegen Hilfsorganisationen. Ihn stört vielmehr, wie viele Journalisten mit ihnen umgehen. So erzählt er von einer BBC-Reporterin die plötzlich auch als Pressesprecherin von

„Save the children“ auftrat oder von einem freien Journalisten, der für Caritas International als Pressesprecher in den Osten Kongos fuhr und gleichzeitig als „unser Korrespondent“ der Deutschen Welle berichtete. „Redaktionen müssen genügend Geld zur Verfügung stellen, damit Korrespondenten vor Ort selbst recherchieren können“, fordert er. Allerdings sagt er nicht, woher das Geld kommen soll. Polman lobt unterdessen das Vorgehen der US-amerikanischen Nachrichtensender bei der Erdbebenkatastrophe in Haiti: „Wenn CNN ein Team schickt, schicken sie gleich 25 Personen.“

Eines wird bei der Diskussion deutlich: Journalisten müssen Hilfsorganisationen als Akteure mit spezifischen Sichtweisen erkennen und sich wieder daran erinnern, dass sie mehr als eine Quelle nutzen müssen. „Wenn sie auch kritisch sind, gut recherchieren, dann können wir nur profitieren“, betont die frühere FAZ-Journalistin Aberle. Der Runde gelingt es, fast alle relevanten Aspekte der Krisenberichterstattung anzusprechen. „Hilfsorganisationen sind keine Feinde“, sagt Dohrenbusch, „die Kritik geht an die Redaktionen.“ Polman fordert alle Journalisten dazu auf, „die Geschichte hinter der Geschichte“ zu suchen und nicht bei der Hilfsindustrie stehen zu bleiben. Aufzuklären, warum es zu einer Katastrophe komme, sei wichtig.

Marc Patzwald ist Stipendiat der Journalistischen Nachwuchsförderung (JONA) der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS).



„Glücklich, aber arm? – Die Zukunft von freien Auslandsjournalisten“

Mit Klaus Bardenhagen (*weltreporter.net*, *Taipeh*),
Markus Böhnisch (*Video- und TV-Journalist*, *Spanien*),
Charlotte Noblet (*deutsch-französische Journalistin*),
Simone Schindwein (*freie Auslandskorrespondentin*
der taz, *Afrika*)

Moderation: Angelika Ohland (*Freischreiber e. V.*)

In 60 Minuten um die Welt

Freie Journalisten im Ausland – zwischen Freiheit und Existenzangst?

Von Andra Wöllert

Karge Honorare, kaum Sicherheit, wachsende Konkurrenz – viele freie Journalisten in Deutschland sind unter Druck. Einige Mutige wagen da einen großen Schritt und verlagern ihren Arbeitsplatz und ihr Leben ins Ausland. Mit welchen Folgen? Lassen sie die Arbeitsbedingungen und Probleme, mit denen sie in Deutschland zu kämpfen haben, im Heimatland zurück? Oder ist auch der Weg ins Ausland ein unsicherer Pfad? Angelika Ohland, Moderatorin der Veranstaltung und Vorstandsmitglied der Freischreiber, diskutiert diese Fragen mit vier freien Auslandsjournalisten im überfüllten Seminarraum. Sie berichten von ihrer Tätigkeit in Afrika, Südamerika, Asien – die Zuhörer reisen in sechzig Minuten quasi um die Welt.

Simone Schindwein arbeitet als Freie für die *taz* in der Region der Großen Seen in Afrika und lebt in Kampala (Uganda). Vorher hat sie in Russland gearbeitet. Sie könne gut vom Journalismus leben, berichtete Schindwein, insbesondere wenn es gelinge, Geschichten mehrmals zu verkaufen. Ihr aufwendigstes Projekt drehe sich um Rebellenstrukturen und deren Kommandostrukturen. Seit drei Jahren arbeitet die Journalistin nach eigenen Worten an diesem Projekt und hat die Ergebnisse ihrer Recherchen bis heute über hundert Mal verkauft. Ein Vorteil für sie als Freie sei dabei der Korrespondenten-Sparkurs. Selbst die großen deutschen Medien würden meist nur einen einzigen Korrespondenten in ganz Afrika beschäftigen – und der sitze dann oft irgendwo in Südafrika oder Nairobi. „Die Themen liegen hier auf der Straße“, sagt Schindwein. Das eröffne ihr viele Möglichkeiten für Recherchen und gebe ihr die Freiheit, Artikel ihrer Wahl zu schreiben. „Ich tue jeden Tag das, was ich möchte, 100 Prozent.“

Ihr Kollege Markus Böhnisch ist Video- und TV-Journalist mit Schwerpunkt Spanien. Er war für Projekte aber auch schon länger in der Schweiz, in Israel und Chile. So berichtete er

beispielsweise über die Rettung der verschütteten Kumpel in Chile oder den Israel-Libanon-Konflikt. Böhnisch arbeitet als fester Freier für Redaktionen der Deutschen Welle, des Senders n-tv und des Schweizer Fernsehens. Er findet seine Honorare „für den Aufwand tatsächlich akzeptabel“. Besonders wenn mehrere Redaktionen eine Story abnehmen, sei der Verdienst absolut okay, erklärt der Journalist. Als Freier arbeite er auf Augenhöhe mit den Redaktionen und werde des Öfteren sogar gefragt, wie viel Geld er für das Projekt benötige. Wichtig für ein gutes Auskommen sei, sich nicht unter Wert zu verkaufen, betont Böhnisch.

Klaus Bardenhagen lebt seit 2008 in Taipeh und berichtet als einziger deutscher Journalist für Radio, Fernsehen, Print und Online aus Taiwan. Er präsentiert sich auf *taiwanreporter.de* und ist Mitglied von *Weltreporter.net*, einem Netzwerk für freischaffende Auslandsjournalisten. Viele Medien in Deutschland bieten der Auslandsberichterstattung seiner Erfahrung nach nicht besonders viel Platz. Er versucht deshalb auch, über den direkten Kontakt zu Lesern via Blog oder Twitter eine Einnahmequelle zu etablieren. „Vielleicht sind die Leser ja bald bereit, direkt für verlässliche Informationen zu bezahlen“, hofft Bardenhagen und empfiehlt, sich eine Nische zu suchen, um „Experte“ zu werden.

Die Vierte in der Runde, die Französin Charlotte Noblet, repräsentiert Auslandsjournalisten, die in Deutschland arbeiten. Sie schreibt und bloggt sowohl für französische als auch für deutsche Medien. Dabei musste sie feststellen, dass die Bezahlung und Absicherung der Journalisten im Nachbarland deutlich besser ist als in Deutschland. Damit Noblet auch Regionalzeitungen bedienen kann, verbindet sie dies mit größeren Aufträgen: „Wenn eine große Redaktion einen losschickt und die Reisekosten zahlt, dann kann man

gleichzeitig eine kleine Story für die Regionalen machen – und die müssen dann nur noch das Essen bezahlen.“

In der Diskussion beklagt sich niemand darüber, im Ausland unglücklich zu sein oder kaum Geld zu haben. Und trotzdem gibt es nicht viele Journalisten, die als Freie den Schritt ins Ausland wagen. Wer sich dennoch dazu entschließt, dem geben die vier freien Auslandsjournalisten die folgenden Tipps:

- Sammeln Sie zunächst handwerkliche Erfahrung in Deutschland, um die Funktionsweise der Medien zu verinnerlichen.
- Konzentrieren Sie sich lieber auf ein Gebiet, anstelle ein Globetrotter-Journalist werden zu wollen.
- Wählen Sie ein Gebiet, in dem Sie gerne leben möchten. Finanzielle Gründe allein machen nicht glücklich.
- Achten Sie dabei darauf, dass die Infrastruktur deutscher Medien dort vor Ort nicht allzu gut entwickelt ist, um

auch den großen Medienhäusern Geschichten anbieten zu können.

- Um gut über die Runden zu kommen, ist ein Land geeignet, dessen Lebenshaltungskosten niedriger sind als in Deutschland.
- Sollte Sie sich doch für ein gut abgedecktes Land interessieren, suchen Sie sich Spezialthemen und bieten Sie sich an, wenn sich ein fester Korrespondent im Urlaub befindet.
- Das Beherrschen der Landes- oder wenigstens Amtssprache ist unumgänglich für die erfolgreiche Arbeit.
- Nutzen Sie Ihr Netzwerk – vor Ort und in Deutschland – und bauen Sie es weiter aus.
- Seien Sie einfach mutig, aber nicht zu selbstsicher. Lassen Sie sich nicht entmutigen.
- Seien Sie begeistert, um begeistern zu können!

Andra Wöllert studiert im Master-Studiengang „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Universität Hamburg.



Jenseits von Afghanistan? – Desinformation und Marionetten-Journalismus

*Mit Abdul-Ahmad Rashid (Journalist und Islamwissenschaftler, ZDF), Klaus Bücklein (Medienverantwortlicher bei der Bundeswehr), Martin Gerner (freier Journalist), Ulrich Ladurner (Zeit-Auslandsredakteur)
Moderation: Susanne Koelbl (Autorin und Spiegel-Auslandskorrespondentin)*

Journalisten zwischen Anklage und Abseits

Von Lukas Augustin

Susanne Koelbl, die Hände verschränkt, beugt sich vor, lächelt selbstsicher in die Runde. Einige sitzen auf den Heizungen, viele stehen in und vor der Tür, als die Spiegel-Korrespondentin die Moderation beginnt: „Wie weit sind wir entfernt von der Wahrheit, wie viel authentische Berichterstattung liefern wir?“ Ihr Sitznachbar spielt mit dem goldenen Ring an seinem breiten Finger. Trotz Rangabzeichen und Uniform wirkt der große Mann mit seinen netten Gesten noch etwas unsicher. Koelbl macht mit ihrer Einführungsrunde schnell klar: Hier geht es weniger um praktische Hilfe für angehende Journalisten, die sich mit Afghanistan beschäftigen, als um eine Abrechnung mit der Bundeswehr. Auch wenn Oberst Klaus Bücklein laut Koelbl kein „vorsätzlicher Verhinderer“ von Journalisten ist, „so hat er doch

das Einsatzführungskommando der Bundeswehr aus der Nähe kennen gelernt“. Nach dieser kurzen Einführung, ohne Vorstellung der anderen Gesprächspartner, kommt Koelbl gleich zur Sache: „Warum darf niemand ohne Aufsicht mit einem Soldaten sprechen?“

Klaus Bücklein spricht von Transparenz und dem Wunsch, die Arbeit der Bundeswehr am Hindukusch für die Bundesbürger verständlich zu machen, aber lenkt dann ein und meint: „Ein Schützenpanzerfahrer hat mit Sicherheit kein Abitur, geschweige denn Erfahrung mit Medien. Der weiß nicht, wie die Journalisten ticken“. Jetzt nimmt Bücklein seinen Textmarker in die andere Hand, richtet sich in seiner Uniform etwas auf und das Kompanieabzeichen auf seiner

rechten Brusttasche fängt an zu baumeln. „Aber dafür sind ja Leute wie ich da, und ich komme doch gerne“. „Aber“, fügt er hinzu: „Wenn ich mit jemandem in den Einsatz fahre, also in mein Wohnzimmer, dann möchte ich wissen was läuft. Manche Soldaten tragen schwerste innere Verletzungen mit sich und für diese Geschichten braucht es ungeheure Sensibilität.“

Doch bevor Bücklein weitersprechen kann, richtet Koelbl das Wort an ihre Kollegen. Martin Gerner ist freier Afghanistan Korrespondent und bildet seit 2004 einheimische Journalisten in Afghanistan aus. In seinen Augen hat die Bundeswehr einen riesigen PR-Apparat aufgebaut, der zu wenig hinterfragt wird. Auch wenn es die Möglichkeit für Journalisten gebe, mit der Bundeswehr nach Afghanistan einzufliegen, so werde gerade dadurch ein falsches Bild über das Land am Hindukusch vermittelt, da die mitreisenden Journalisten auf die militärische Sichtweise begrenzt blieben. Dabei fehle seiner Meinung nach besonders der Kontakt zur afghanischen Bevölkerung. Abdul-Ahmad Rashid, gebürtiger Deutsch-Afghane schließt sich der Meinung an. Der Leiter des muslimischen Freitags-Forums beim ZDF bemängelt die Unwissenheit der Deutschen über Afghanistan, viele Bundesbürger wissen seiner Meinung nach nicht einmal wo das Land liegt. Dieser Meinung kann sich Ulrich Ladurner, Auslandsredakteur der Zeit, nicht anschließen. Es mangle nicht am Wissen der Deutschen über Afghanistan, sondern an der emotionalen Bindung zum Land. Das sei ein Versagen der Journalisten. Diese hätten den deutschen Lesern das Thema Afghanistan mit dessen Geschichte und Kultur sowie den komplizierten geopolitischen Hintergründen besser zugänglich machen müssen. Wie das aber geschehen soll, bleibt offen.

Warum die deutsche Medienlandschaft trotz zehnjährigem Einsatz am Hindukusch keine permanenten Auslandskorrespondenten sendet, wird vom Podium schnell durchdekliniert. Zögernde Redaktionen, die das Sicherheitsrisiko am Hindukusch scheuen, knappe Finanzen, fehlende Quellen und Kontakte vor Ort, um Hintergründe besser erarbeiten zu können oder eben die Bundeswehr, die objektive Berichterstattung behindere. Gründe finden die Panelteilnehmer genug.

„Noch 30 Stunden nach dem Anschlag hieß es von der Pressestelle der Bundeswehr, dass keine Zivilisten getötet seien“. Koelbl, deren E-Mailverkehr 2006 vom Bundesnachrichtendienst ausspioniert wurde, bringt das Thema Tanklasterbombardement auf den Tisch und spielt das Thema als weiteren Trumpf gegen Oberst Bücklein aus: „Verstehen Sie nicht, dass Journalisten ihnen nicht mehr glauben?“ Der ehemalige Presseoffizier Bücklein beruft sich auf die Zeitverschiebung der Ereignisse, der ganze „Apparat“ hätte schneller und lernfähiger sein müssen, aber das habe ja auch seinen politischen Preis gehabt. „Katastrophal

ist die Zusammenarbeit, nicht nur mit Journalisten, sondern auch mit den Entwicklungshelfern“, windet er sich.

Rashid wendet ein, man solle die Taliban zu Gesprächen einladen. Er betont, dass Talib und nicht Taliban der Singular ist und weiß dies mit überzeugendem Ton zum Besten zu geben. Auf die Nachfrage, ob er einen kenne, muss er passen. Dann ergänzt er Koelbls Schlussworte mit dem Hinweis, man müsse bei der nächsten Sitzung einen Talibanpressesprecher einladen, der die deutschen Journalisten sodann aufkläre. Leider gibt es jedoch weder die Taliban als homogene Organisation in Afghanistan, noch haben sie einen obersten Pressesprecher, der sich auf solch eine Runde einließe.



„Killing Soccer in Africa“

Mit Eric Mwamba Jibikilay (Forum for African Investigative Reporters)

Moderation: Nina Schulz (Journalistin)

Wer hat den Fußball umgebracht?

Zwischen Sport und Profit – eine transnationale Recherche in Afrika

Von Jannik Tille

Das Geschäft mit dem Fußball ist in den vergangenen Jahrzehnten zu einem eigenständigen Wirtschaftszweig geworden. Sponsoren zahlen aberwitzige Summen, Spitzenspieler verdienen zum Teil mehr als Top-Manager großer Konzerne, der Weltfußballverband FIFA und seine Funktionäre sind wichtiger als so manche Politiker. Doch wo Geld und Macht sind, ergeben sich Angriffsflächen für Betrügereien, Manipulationen und Korruption.

Nachdem ein Journalist in Kamerun, der zur finanziellen Situation des Präsidenten des afrikanischen Fußballverbandes recherchierte, brutal zusammengeschlagen wurde, schlossen sich Reporter in acht Ländern zusammen, um im Wege einer transnationalen Recherche die Situation des Fußballs auf dem afrikanischen Kontinent zu beleuchten. Das Recherche-Team der FAIR Transnational Investigation 2010 um Eric Mwamba Jibikilay aus der Elfenbeinküste wollte drängende Fragen beantworten: Warum war die Performance afrikanischer Mannschaften bei der Fußball-WM 2010 so schwach, obwohl der Kontinent Weltklasse-Fußballer hervorbringt? Warum blieben die Ränge in manchen Fußballstadien leer? Und wer profitiert vom Spiel mit dem runden Leder wirklich?

Das Recherche-Team bestand aus Olukayode Thomas (Nigeria und Ghana), Chief Bisong Etahoben und Franklin Sone Bayen (Kamerun), Dumisani Ndlela (Simbabwe und Sambia), Eric Mwamba Jibikilay (Elfenbeinküste), Ken Opala (Kenia), Phathisani Moyo (Südafrika) und Charles Rukuni (Autor). Als Kommunikations- und Rechercheplattform diente dem internationalen Team das soziale Netzwerk Facebook, erklärte Eric Mwamba Jibikilay. Er arbeitet seit Jahren als investigativer Journalist und ist derzeit verantwortlich für das Projekt africamedia21.com. Bei der Recherche sei man auch über

Facebook an Informanten herangetreten, berichtete er. „Das Prinzip ist: Jemand kennt jemanden, der jemanden kennt“, so Jibikilay. Die Informationsbeschaffung sei insgesamt sehr aufwändig gewesen – ebenso wie die Koordination der Rechercheure untereinander.

Die Ergebnisse der transnationalen Recherche blieben im Zapp-Erzählcafé leider weitgehend im Dunkeln. Die im Zuge der Recherche aufgedeckten Korruptionsfälle wurden nicht weiter erläutert. Wer hat den Fußball in Afrika umgebracht? Und wie? „Killing Soccer in Africa“ – ein spannender Titel. Korruption im Fußball – ein spannendes Thema. Und die Recherche korrupter Machenschaften anlässlich der ersten Fußball-WM auf afrikanischem Boden – sicherlich eine spannende Recherche. Sie stand unter dem Motto: „You can stop a journalist, but you can’t kill the story“. Wer mehr darüber erfahren wollte, dem blieb nur ein Blick in das Dossier des Forum for African Investigative Reporters, das mit weiteren Informationen zur FAIR Transnational Investigation 2010 im Internet erhältlich ist (www.fairreporters.org/?Arizona_project_2010.page).

Jannik Tille studiert im Master-Studiengang „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Universität Hamburg.



„Europe’s hidden billions – Der Missbrauch von EU-Fördergeldern“

Mit Annamarie Cumiskey (Freelancerin,
Bureau of Investigative Journalism)
Moderation: Brigitte Alfter

Statistikjagd auf die italienische Mafia

Eine aufwändige Recherche zeigte, wo EU-Fördergelder landen

Von Fabian Gartmann

Die kleine Kirche von Polsi liegt auf einem Hügel im süditalienischen Kalabrien. Die zerfallenden Mauern 860 Jahre alt. Das Kopfsteinplaster auf dem Platz speckig und abgewaschen. Der Kirchturm kaum höher als das Hauptschiff. Eine kleine Klosterkirche, in der eine alte Madonnen-Statue steht. Es ist der Ort, an dem die kalabrische Mafia, die `Ndrangheta, Versammlungen hält. Taufen, Hochzeiten und Festtage feiert. Heiliges Land für unheilige Geschäfte – alles finanziert von der Europäischen Union.

So sei das mit den Strukturfördergeldern der Europäischen Union, erzählt Annamarie Cumiskey, Reporterin im Londoner „Bureau of Investigative Journalism“. Die EU fördere Mafiaorganisationen, Wirtschaftsbetrüger und internationale Konzerne wie Siemens, die trotz Milliardengewinnen Fördergelder für Mitarbeiterfortbildungen abgreifen. „Egal, wie viel Gewinn ein Unternehmen macht, es kann immer noch EU-Förderungen beantragen“, sagt Cumiskey, gibt den nächsten Konzern in die Datenbank ein und schmunzelt – Fördergelder für IT-Infrastruktur, Mitarbeiterschulungen. Jeweils nur mehrere Hundert Euro, für Weltkonzerne – und dafür der ganze Antragswust.

Das Londoner „Büro für Investigativen Journalismus“ bekam von der „David&Elaine Potter-Stiftung“ (Private Stiftung zur Förderung der Zivilgesellschaft) zwei Millionen Pfund. Geschichten sollten aus dem Geld werden. Cumiskey überlegte – und fand die EU. Es war eine Fleißarbeit. Sie holte sich Unterstützung ins Boot. Die Financial Times, Al Jazeera und die BBC. Dazu Programmierer, für die Aufarbeitung und Auswertung der Millionen von Datensätzen. „Es gibt keine zentrale Erfassung der Subventionszahlungen bei der EU“, sagt Cumiskey. Deshalb mussten sie in den Ländern die Datensätze einsammeln, auf eine einheitliches Datenformat

bringen, in eine Datenbank einpflegen und erst dann ließ sich auswerten, wer wann, wofür, wie viel Geld beantragt und bekommen hatte.

Vier Mitarbeiter arbeiteten fünf Monate rund um die Uhr an dieser Datensammlung, unterstützt von den Reportern der Medienpartner in den jeweiligen Ländern. Überall sind die Berichtsvorschriften unterschiedlich, deshalb mussten oft fehlende Informationen eingeholt werden. Cumiskey und ihre Kollegen sammelten immer die gleichen Informationen:

- Den Namen des Antragsstellers
- Die Firma, die dahinter steht
- Das Projekt, das gefördert werden soll
- Die Antragsbegründung für die Förderung
- Den beantragten Betrag
- Den ausgezahlten Betrag
- Und natürlich das Datum der Förderung

Das alles stellte die Financial Times in eine umfangreiche Datenbank – online, für alle zugänglich: eufunds.ftdata.co.uk.

Die Geschichten, die Cumiskey und die Medienpartner fanden, führten sie zu Subventionsbetrügern nach Osteuropa, die ständig ihren Unternehmenssitz verlagern, um sowohl Fördergelder der einzelnen Regionen als auch der EU zu bekommen. Immobilienbetrüger in Spanien wurden von der EU gefördert, aber eben auch die Mafia in Kalabrien. Beispiele für den Förderwahn in Europa, aber auch Beispiele für eine erfolgreiche Recherche durch Computer Assisted Reporting (CAR) und eine medienübergreifende Zusammenarbeit.

Fabian Gartmann ist Volontär der Axel Springer Akademie



„Geklaute Daten– Hintergrundwissen: Wie Datendiebstahl funktioniert“.

Mit Patrick Hof (Redteam Pentesting)

Leichtes Spiel für Datendiebe

Von Bastian Mojen

Datendiebstahl ist oft leichter, als man denkt. Dieses Fazit zieht Patrick Hof, Geschäftsführer von Redteam Pentesting, am Ende seines Vortrags „Geklaute Daten – Hintergrundwissen: Wie Datendiebstahl funktioniert“.

Er muss es wissen. Denn Hof selbst verdingt sich als digitaler Einbrecher. Wenn er jedoch in IT-Systeme eindringt, bezahlen seine „Opfer“ ihn dafür. Er gehört zu den Guten, ist Spezialist für Penetrationstests – legales „Hacken“ sozusagen. Ihn und seine Truppe heuern namhafte Unternehmen an, um ihre Sicherheit zu testen. Ein Grund, bei der Netzwerk Recherche zu referieren ist, dass der Fachmann derzeit viel Unwissenheit in den Medien zu dem Thema erkennt: „Ich möchte hier ungenauer Berichterstattung entgegenwirken, die ich leider viel zu oft wahrnehme. Eigentlich sind Hacker-Angriffe, die mystisch durch die Medien geistern, recht trivial. Ich kann jedem Laien in fünf Minuten erklären, wie so etwas funktioniert.“

Gesagt, getan. Innerhalb von weniger als einer Stunde präsentiert der Sicherheits-Experte acht mögliche Vorgehensweisen für Angriffe auf Netzwerke und Datensysteme. Selbst die Homepage des Netzwerk Recherche zweckentfremdet Hof für seine Demonstration und stellt eine gefälschte Meldung online. Erschreckend für den Spezialisten – und im Verlauf des Vortrags auch zunehmend für seine Zuhörer – ist vor allem, wie einfach es ist, auch in vermeintlich sichere Systeme zu gelangen. Denn viel zu oft haben Hof und sein Team mit ihrer Arbeit Erfolg. „Bei den Banken, die wir testen, kommen wir in rund 80 Prozent der Fälle an vertrauliche Daten.“

Dabei benutzt Redteam Pentesting Methoden, wie sie auch von illegalen Hackern immer wieder angewandt werden: Phishing, URL-Manipulation, Cross Site Scripting und andere. Die Namen mögen für Laien verwirrend klingen, ihre Funktionsweisen sind aber teilweise sehr simpel. Bei der URL-Manipulation wird einfach nur eine Kombination von Nummern in der Adresszeile des Browsers verändert. Erscheint dort ein-

gebettet in anderen Code die eigene Kontonummer nach dem Login bei einer Bank, wird diese einfach durch die nächsthöhere Nummer ersetzt. Und schon erfolgt der Zugriff auf die Kontodaten eines anderen Kunden. So geschehen bei der Citibank im Juni dieses Jahres, mit einem daraus resultierenden Schaden von 2,7 Millionen US-Dollar. Ein Einzelfall? „Keineswegs“, meint Hof. „Es vergeht kein Tag ohne neue Nachrichten von Hackerattacken.“ Anhand von Beispielen aus der jüngsten Vergangenheit verdeutlicht er dies. Der Sony-Hack, Datenklau bei der SCHUFA, ein Angriff auf Kunden von K&M Elektronik – die Bilanz von nur wenigen Wochen.

Einige der vorgestellten Verfahren sind so einfach nachzuvollziehen, dass die Zuhörer während der Präsentation ungläubig mit den Köpfen schütteln. Jedem, der es bis dahin noch nicht wusste, wird schnell klar, wie groß das Gefahrenpotenzial in der in der digitalen Welt ist. Dass viele Unternehmen Sicherheit suggerieren, obwohl es keine gibt, bleibt allerdings unausgesprochen.

Die Angriffe von bekannten Hackergruppen wie Anonymous und LulzSec sind für den Spezialisten Hof wegen der vielen offenen Sicherheitslücken eine logische Konsequenz. Gelegenheit macht bekanntlich Diebe. Und Gelegenheit gibt es in der IT-Welt reichlich, das wird in den Demonstrationen während des Vortrages sehr deutlich.

„Wie kann man sich vor solchen Dingen schützen?“, fragt eine Zuhörerin. Das sei manchmal in der Tat schwierig, lautet Hofs Antwort. Denn die Hacker nutzen Verwirrungstechniken; sie leiten beispielsweise zu imitierten Internetseiten von großen E-Mail-Anbietern wie Google um, und gelangen so an Zugangsdaten. Jeder Nutzer müsse sehr aufmerksam durch das Netz gehen, wenn er von bösen Überraschungen verschont bleiben möchte, so Hof. Denn die erste Regel in der IT-Sicherheit lautet: Die schlimmste Sicherheitslücke ist der Mensch. Aber absolute Sicherheit im Netz gibt es nicht. Bastian Mojen ist Volontär bei den Bremer Tageszeitungen.



Recherche in Sozialen Netzwerken – Wie man in Facebook & Co. Informationen gewinnt

Mit Boris Kartheuser

„Ich kann Ihnen sagen, Sie finden viel“

Von Mona Stephan

Der Vortrag im Raum R3 ist überlaufen. Die Hälfte des Publikums hat sich auf den Boden gesetzt. Notgedrungen. Boris Kartheuser wirkt wie ein kleiner Schuljunge auf seinem hohen Thron vor all den jungen Menschen, die alle wissbegierig auf seine klugen Worte warten. „Sind ja ganz schön viele Leute hier“. Boris Kartheuser ist eigentlich gar nicht so einer, wie viele denken. Er ist kein Nerd. Facebook (facebook.com) und Twitter (twitter.com) nutze er lange nur privat. Boris Kartheuser arbeitete bereits als investigativer Journalist für Politmagazine und Recherchedaktionen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, sowie für überregionale Zeitungen und Zeitschriften, als er die sozialen Netzwerke für seine Arbeit entdeckte. Heute kann er nicht mehr ohne. Das ist jetzt zwei Jahre her.

„Viele hatten gehofft, sie kommen um Facebook herum, wie möglicherweise um second life“, sagt er und grinst. Auch im Publikum schmunzeln ein paar. Soziale Netzwerke wurden lange unterschätzt. Gerade die Medienmacher erkannten nicht den Vorteil der neuen Medien. „Wir müssen uns mit dem Thema auseinandersetzen und die zusätzliche Möglichkeit ergreifen.“ Und begreifen. Soziale Netzwerke werden in vielen Redaktionen nach wie vor als Rechercheinstrument belächelt. Dabei lassen sich mit Facebook, Twitter und Co immer wieder entscheidende Informationen gewinnen. Dies gilt sowohl für die tagesaktuelle Berichterstattung, als auch für tief greifende Recherchen. „Es bietet eine unglaubliche Masse an Informationen, die im Netz verbreitet werden. Wenn nur eine relevant ist, hat es sich schon gelohnt“, sagt Kartheuser.

Aber wie geht das ganz konkret? Kartheuser hat mit Hilfe von sozialen Netzwerken verlässliche Quellen in den Krisenregionen des arabischen Raums gefunden. Der Journalist suchte bei Twitter nach Fotos, Videos und Links. Für einen Hintergrundbericht brauchte Kartheuser darüber hinaus

aber auch Kontakte und Ansprechpartner in Libyen. Er bedient sich dabei ganz einfachen Tricks. Er übersetzt sich den Landesnamen auf wikipedia (de.wikipedia.org) in die arabische Schrift und nutzte ihn für seinen Hashtag – dem Schlagwort bei Twitter. Damit bezieht er nicht nur die englischsprachigen Quellen ein, sondern auch Einheimische, die nur arabisch sprechen. Auf Searchtwitter (search.twitter.com) lässt er deren Tags dann übersetzen. Über die Anbieter von Geochip lokalisiert Kartheuser die Quellen. Er erfährt, wer von wo twittert, ob die Personen sich auch wirklich im betroffenen Land aufhalten. Er nennt das Quellenprüfung: Wie valide ist sie? „Wir müssen aufpassen. Fälle mit falschen Identitäten gibt’s immer wieder. Ein gesundes Misstrauen ist wichtig.“ Kartheuser schaut auch: Wie sind die Menschen in Blogs und Facebook vernetzt: „Ich sehe mit das Beziehungsnetzwerk an“, sagt der Journalist. Mentionmap (apps.asterisq.com/mentionmap) zum Beispiel erstellt ihm ein übersichtliches Netzwerk. Über einen Reverse-IP-Suche (ip-adress.com) erfährt er, wo der Server der Person liegt.

Augenzeugen finden über Netzwerke: „Anders ist das gar nicht möglich.“ Stück für Stück erarbeitet er sich sein Netzwerk und kontaktiert Betroffene. „Es gibt eine Vielzahl von Quellen: Ich habe unglaublich viele Möglichkeiten, egal welcher Gruppierung, ob Facebook, LinkedIn (linkedin.com) oder andere“. Boris Kartheuser weiß sie systematisch zu nutzen. Kurz nach der Loveparade 2010 fand er über Twitter Zeugen. Er sagt aber auch: „Man muss Glück haben.“

Social Media hat in Krisenzeiten eine hohe Bedeutung. Kein anderes Medium ist so schnell und vor allem kein anderes Medium ist so gut vernetzt. Aber Kartheuser nutzt die neuen Medien nicht nur um Informationen und Zeugen zu bekommen, er setzt sie auch systematisch ein, um die Hintergründe bestimmter öffentlicher Personen aus Deutschland

zu ergründen. Dafür bedient er sich eben auch dieser Seiten. Er war maßgeblich an der Aufdeckung der verdeckten PR bei der Deutschen Bahn beteiligt und enttarnte Lobbyisten bei der Europäischen Behörde für Lebensmittelsicherheit (EFSA). Die Anfangsrecherche: Kartheuser schaut, welche Kontakte seine Person bei Xing (xing.de) hat: Gibt es Verbindung bei Politik oder Industrie? Gibt es Ungereimtheiten. Wer dürfte eigentlich gar nicht mit mehreren Führungskräften, Pressesprechern, Assistenten einiger Unternehmen befreundet sein.

Frage aus dem Publikum: „Jeder User bei Xing sieht, dass ich auf seinem Profil war. Wie machst Du das?“. Du. Obwohl der Raum überfüllt ist, es ist das Gefühl vom Lagerfeuer-Gespräch das Kartheuser durch seine Offenheit aufgebaut

hat. Wir sind untereinander. Er rechtfertigt sich. Bezieht sich auf das Pressrecht. Zitiert:

„Verdeckte Recherche ist im Einzelfall gerechtfertigt, wenn damit Informationen von besonderem öffentlichem Interesse beschafft werden, die auf andere Weise nicht zugänglich sind.“

„Ja. Ich habe durchaus verschiedene Accounts.“ Wer mit herkömmlichen Mitteln nicht weiterkomme, der dürfe auch andere Wege gehen.

Und so formuliert Kartheuser sein Abschlusswort: „Xing und andere Netzwerke möchten uns sagen, dass das Leben ein Dorf ist. Nutzen Sie es“. Applaus.

Mona Stephan ist Volontärin bei den Bremer Tageszeitungen.



„IP-Recherchen – Wer steckt hinter den Adressen im Netz?“

Mit Albrecht Ude (netzwerk recherche e. V.)

„Das Internet ist keine Einbahnstraße“

Albrecht Ude präsentiert Analyseseiten für Journalisten

Von Malte Brenneisen

Knapp 40 Teilnehmer sitzen in Raum R4, den Blick auf den Dozenten und seinen großzügigen Moustache gerichtet. Es ist der Bart von Albrecht Ude, freier Journalist, Rechercheur und Recherche-Trainer. Das Publikum will heute neue Recherchemethoden erlernen – mit IP-Adressen im WWW. Ude ruft gleich zu Beginn eine seiner Lieblingsseiten auf – die „russische Hackerseite leader.ru“. Die kyrillischen Buchstaben schrecken ihn nicht ab, nach nur einem Klick auf das Bild eines Detektivs mit dem Titel „Holmes Who“ erscheinen prompt alle Daten, die leader.ru über den Schulungslaptop gewinnen konnte. Das Programm spiegelt die Informationen, die mit jedem einem Mausclick übermittelt werden – egal, welche Webseite man anklickt, diese Daten fließen jedes Mal. Ude interpretiert die Zahlencodes im so genannten

„Investigation Report“: Darunter die IP-Adresse, der verwendete Browser, die Grafikkarte und vieles andere mehr.

Das Beispiel zeigt: Mit jedem Mausclick im Internet geben Journalisten in Deutschland quasi ihre Visitenkarten heraus, denn oft stecken in diesen Daten Hinweise auf Redaktion, Verlag oder Sender. „Das Internet ist keine Einbahnstraße – es fließen nicht nur Daten zu mir, auch meine Daten fließen ins Netz“, so Ude. Besitzer von Webservern können diese Daten in Echtzeit auslesen und darauf reagieren. Ude veranschaulicht das am Paradebeispiel Google. Er steuert die internationale Seite Google.com an und wird automatisch auf Google.de umgeleitet. Ein Serviceangebot – eigentlich. Journalistische Recherchen können jedoch behindert

werden, weil sie durch diese (unbemerkte) Datenauswertung verändert oder verfälscht werden.

Dass diese Daten aus dem eigenen Computer abfließen, ist kein Geheimnis. Nachlesen kann man das in den so genannten „Requests for Comments“, den „Gesetzen des Internets“. Darin dokumentieren Entwickler und Techniker schon seit 1969 die verschiedenen Standards. „Die Öffentlichkeit nimmt diese Regelungen unbewusst hin, weil diese Dokumente staubtrocken und schwer zu entschlüsseln sind“, sagt Ude.

Adressierung in Computer-Netzen erfolgt über drei verschiedene Wege:

Die MAC-Adresse (Media-Access-Control-Adresse): Das ist eine Hersteller Nummer, die individuell für jeden Netzwerkadapter erstellt wird. Damit können Rechner eindeutig identifiziert werden. Bei Apple wird sie auch Ethernet-ID, Airport-ID oder Wi-Fi-Adresse genannt, bei Microsoft Physikalische Adresse, LAN-ID oder NIC-Nummer.

Die IP-Adresse (Internet-Protokoll-Adresse): Die Zahlenkombination (zum Beispiel 81.169.145.90) dient dem Versenden von Daten im Netz. Ähnlich der Postanschrift auf einem Briefumschlag werden Datenpakete mit einer IP-Adresse versehen, die den Empfänger eindeutig identifiziert. Im Gegensatz zu Postadressen sind IP-Adressen nicht an einen bestimmten Ort gebunden. Die IP-Adresse kann einen einzelnen Empfänger oder eine Gruppe von Empfängern bezeichnen.

Die Domain-Adresse: Eine Domain ist ein Baustein des so genannten Domain Name Systems (DNS). Für Menschen sind Namen wie „www.netzwerkrecherche.de“ einfacher zu merken als 81.169.145.90 (beide verweisen auf denselben Webserver). Für Computer sind Zeichenketten hingegen schwerer zu verarbeiten. Das DNS ist eine Art Adressbuch, welches Adressen (IP-Adressen) Namen (Domains) zuordnet. Die Zeichenketten sind aufgeteilt in: Protokoll (http://), Subdomain(s) (www), Domain (netzwerkrecherche) und Top Level Domain (de).

Es gibt Möglichkeiten, Adressen im Netz zu lokalisieren. Ude präsentiert verschiedene Plattformen, die sich für die IP-Recherche eignen. Über die Internet Assigned Numbers Authority (IANA) können alle Vergabestellen von Top-Level-Domains erreicht werden, dort dann die Domain-Inhaber abgefragt werden, auf just-ping.com kann der Weg vom eigenen Rechner über 50 Server weltweit zu einer Internetadresse nachvollzogen werden und via ip-check.info kann man über einen angebotenen Proxy-Server anonym (ohne Preisgabe der eigenen IP-Adresse) im Netz surfen.

Udes Präsentation bleibt sehr technisch. Dass Ranga Yogeshwar den Vortrag für ein paar Minuten besucht, ist

vielleicht ein Beleg für die Relevanz des Themas. Nach einer halben Stunde fragt ein Gast im Publikum explizit nach den Tricks zur journalistischen Recherche mit IP-Adressen. Ude sagt, dass es besonders spannend würde, wenn man mit einem Dienst wie YouGetSignal die IP-Adresse anderer Webseiten lokalisiert. Er zeigt das exemplarisch am Beispiel „spiegel.de“. YouGetSignal zeigt an, welche weiteren Domains auf dem Server des Nachrichtenmagazins liegen. 93 Ergebnisse ergibt die Suche. Der Spiegel besitzt neben Adressen wie spiegel.de oder spamm.de auch die Domain quailtaets-journalismus.de. Beim Klick auf den Link wird die IP-Adresse des Schulungslaptops ausgelesen. Die Domaininhaber leiten den Klick in Echtzeit um: auf spiegel.de.

Präsentation von Albrecht Ude: „IP-Recherchen – Wer steckt hinter den Adressen im Netz?“ <http://www.ude.de/seminar/ip-rec-nr-jt110628.pdf> (PDF, 13 S., 35 KB)

Malte Brenneisen studiert im Master-Studiengang „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Universität Hamburg.



„Was das Netz über einen ‚Netizen‘ weiß – Ein Recherche-Experiment“

Mit Marcus Lindemann (autorenwerk)

Nackt im Netz

Hochzeitsfotos, Autokennzeichen, Hobbys – was sich im Internet über eine Person finden lässt

Von Merlin Scholz

Der Mann ist Fan vom HSV, hat Stühle von Ikea und drei Kinder aus drei verschiedenen Beziehungen. Seine derzeitige Frau versteht sich aber offenkundig gut mit seiner Ex. Sorgen bereitet ihr eher der Nymphensittich, der sonst immer in der gemeinsamen Wohnung in Hamburg zwitscherte, und nun wegen einem Herzleiden zum Tierarzt muss. Was wohl die dreijährige Tochter sagt, wenn der Piepmatz stirbt? Vielleicht tröstet sie ja Ihr Lieblings-Kinderbuch „Raupe Nimmersatt“, aus dem Papa so gerne vorliest.

Man könnte es „Internet-Stalking für Fortgeschrittene“ nennen, was Marcus Lindemann, freier Fernsehjournalist und Recherchetraîner, seinem Publikum demonstrierte. Doch der Begriff Stalking trifft hier nicht zu. Denn alle Infos, die Lindemann über den besagten Mann aus Hamburg zusammengetragen hatte, hatte dieser mehrheitlich selbst ins Netz gestellt. Freiwillig und für jeden zugänglich – sofern man denn weiß, wie und wo man Informationen wie die vom kränkenden Nymphensittich findet.

Lindemanns Ziel war es zu zeigen, wie man nur auf der Grundlage digital verfügbarer Daten und Informationen ein umfassendes Porträt einer Person anfertigen kann. Der Referent zeichnete in seinem Powerpoint-Vortrag Chronologie und Methodik seines Vorgehens auf, woraus das Publikum viele praktische Tipps für die Online-Recherche ziehen konnte:

- Am Anfang stand auch bei Lindemann die klassische Google-Suche. Diese offenbarte im Fallbeispiel Informationen über den beruflichen Werdegang des Mannes, die Google-Bildersuche brachte erstes Fotomaterial ein.
- Der nächste Schritt führte in soziale Netzwerke wie Xing, Facebook oder Stayfriends. Zwar kann der User hier die
- Einsichtbarkeit seiner Daten deutlich einschränken, jedoch lasse sich fast immer etwas finden. Beispiel Facebook: Postet eine Person eine Nachricht auf dem Profil eines anderen, sind die Privatsphäreinstellungen von letzterem entscheidend. Übrigens: Auch Journalisten ohne Facebook-Profil können Leute bei Facebook suchen. Mit der Google-Suche und der Eingabe „Vorname Name site:facebook.com“.
- Über den Microblog Twitter lässt sich zumindest bei aktiven Usern schnell herausfinden, was diese in der letzten Zeit gemacht und wo sie sich aufgehalten haben. Eine weitere wichtige Information kann der Nickname der Person sein. Oft ist es so, berichtet Lindemann, dass Menschen nur einen Nickname im Web nutzen.
- Tools, die laut Lindemann bei der Online-Recherche helfen: Tweetsucker: Kann Tweets einfach in Excel übertragen; Namechk: Suche nach Nicknames; Firefusk: Fotosuch-Addon für Firefox; HttTrack: Website-Archivierung; Youtube Downloader: Speichern von Videos Namechk: Suche nach Netzwerken anhand eines Nicknames
- Mit den gesammelten Daten ging es zurück zu Google oder zu speziellen Personensuchmaschinen wie Yasni. Hier kann nun explizit nach Begriffen gesucht werden, die die ersten Rechschritte ergaben. Über den Nickname fand Lindemann beispielsweise von einer Person verfasste Rezensionen, die auf Hobbys und Interessen hinwiesen.
- Der letzte und wohl auch mühseligste Schritt ist die Datenauswertung. Fotos müssen analysiert werden, um Personen zuzuordnen, Postings sortiert werden, um den Werdegang einer Person nachzuzeichnen.

Nach dreieinhalb Monaten der Recherche wusste Lindemann fast alles von der Person: Adresse, Telefonnummer, Wohnzimmereinrichtung, Autokennzeichen. Knapp 7.000 Tweets hatte der Rechercheur aus dem Umfeld des Mannes zusammengetragen, allein 300 Fotos von dessen Hochzeit beschafft.

Lindemann gab den Tipp, dass alles, was man selbst ins Netz stellt, auch wieder gelöscht werden kann. Kompliziert werde es, wenn andere Daten über einen veröffentlichen, z. B. Fotos. Ob es gefährlich sei, sich im Internet zur gläsernen Person zu machen, wurde Lindemann am Ende seines Vortrages gefragt. Eine abschließende Antwort konnte der Dozent darauf nicht liefern.

Der Mann, den Lindemann digital porträtierte, wusste übrigens von Anfang an von der Recherche und hatte zunächst nichts dagegen einzuwenden – wahrscheinlich auch, weil er als PR-Mitarbeiter eines Onlineunternehmens glaubte, genau einschätzen zu können, was über ihn im Netz steht. Als er dann jedoch Lindemanns fertigen Beitrag las, wollte er ihn verhindern. Offenbar war auch der „Netizen“ schockiert, als er sah, was Lindemann alles herausgefunden hatte.

Zum Nachlesen: Marcus Lindemann, Jan Schneider: Datenschutz-Fallrückzieher. Ein Netizen entdeckt den Wunsch nach Privatsphäre. In: c't 1/11 (<http://www.heise.de/ct/artikel/Datenschutz-Fallrueckzieher-1153312.html>)

Merlin Scholz ist Volontär der Axel Springer Akademie.



„Recherchequalität im Medizinjournalismus. Wie funktioniert [medien-doktor.de](http://www.medien-doktor.de)?“

Mit Prof. Holger Wormer (TU Dortmund)

Wunder-Erdbeeren auf dem Prüfstand

Ein Portal untersucht die Qualität im Medizinjournalismus

Von Annika von Hollen

„Erdbeeren können Wachstum von Speiseröhrenkrebs hemmen.“ Eine vielversprechende Aussage und tolle Überschrift für einen Artikel. Doch: Stimmt das wirklich? Diese Frage hat sich der Journalist vom Hamburger Abendblatt wohl nicht gestellt, als er von den Ergebnissen einer US-amerikanischen Pressekonferenz berichtete, die den Erdbeeren eine krebshemmende Wirkung zusprach – und von einem Erdbeerverband mitfinanziert wurde. Für den „Medien-Doktor“ ganz klar: Null Punkte, da es sich bei der redaktionellen Meldung lediglich um die Übernahme einer Pressemitteilung handelte.

Der „Medien-Doktor“, das ist ein Internetportal, auf dem medizinjournalistische Artikel nach bestimmten Kriterien bewertet werden. Eine Seite, die ein Bewusstsein dafür schaffen soll, worauf es im Medizinjournalismus ankommt.

Eine Seite, die kein Journalistenpranger sein will. Im Gegenteil: Das Portal soll Hinweise geben, wie man es besser machen könnte, eine Hilfe und keine Bloßstellung für Journalisten. So erklärte es Prof. Holger Wormer, Inhaber des Lehrstuhls Wissenschaftsjournalismus an der TU Dortmund und dort verantwortlicher Projektleiter für [medien-doktor.de](http://www.medien-doktor.de). In seiner Präsentation stellte er das Portal vor, das seit November 2010 online ist und nach ein paar Wochen schon für den Grimme Online Award 2011 nominiert wurde.

58 Artikel oder Rundfunkbeiträge wurden seitdem bewertet und auf der Internetseite veröffentlicht. Nach der Auswahl eines Beitrags durch einen Redakteur des Portals bewerten jeweils zwei Gutachter den Beitrag anhand festgelegter Kriterien; insgesamt 20 Gutachter aus dem Wissenschafts- und

Medizinjournalismus unterstützen die Redaktion dabei. Die Gutachter seien selbst Journalisten und bewusst keine Mediziner oder andere Wissenschaftler, betonte Wormer. Das Ziel sei schließlich, eine journalistisch korrekte Bewertung zu bekommen. Wie auch bei den internationalen Vorbildern – beispielsweise in den USA, in Kanada oder in Australien – gelten auch in Deutschland zunächst zehn Kriterien für die Bewertung der Beiträge. Dabei wird zum Beispiel gefragt: Wie ist der Nutzen eines Produkts oder eines Verfahrens dargestellt? Gibt es eine weitere Quelle und wurden im Artikel Interessenkonflikte offen gelegt? Basiert der Beitrag ausschließlich oder überwiegend auf einer Pressemitteilung?

Die zehn Kriterien reichten den Machern des deutschen „Medien-Doktors“ aber nicht aus. Ihnen war es außerdem wichtig, die Beiträge nach journalistischen Maßstäben zu bewerten. Es gilt also das Prinzip „10+3“: Geprüft werden auch Themenauswahl, Vermittlung und Faktentreue. Die Gutachter vergeben schließlich null bis fünf Punkte, die auf der Seite in Form von Sternen zu sehen sind. Mit dieser Bewertung und einer ausführlichen Begründung wird der Beitrag online gestellt.

Wormer präsentierte auch die bisherigen Ergebnisse des Projekts, für die Jahreskonferenz von Netzwerk Recherche hatte er eine Zwischenauswertung vorgenommen. Und die zeigte, dass die Qualität der Beiträge eher mittelmäßig war. Bei zwei Artikeln wurde bisher kein Stern vergeben, nur fünf Mal wurden fünf Sterne erreicht. Verbesserungsbedarf im Medizinjournalismus besteht also.

Besonders in einem journalistischen Bereich, der auf ein so großes Publikumsinteresse stößt. Schließlich geht es um die Gesundheit, um das Wohlbefinden der Menschen. Umso wichtiger ist es hierbei, sorgfältig zu recherchieren, zu überprüfen. Denn bei hohem Publikumsinteresse ist auch die Pharmaindustrie umso stärker bestrebt, die eigenen Interessen durchzusetzen. So bieten die Macher des „Medien-Doktors“ ein „Tool“ für Journalisten mit Hinweisen, wie sie Quellen checken können und Studien richtig lesen.

Wie der Medizinjournalismus ist allerdings auch der „Medien-Doktor“ nicht fehlerfrei. So wurde beispielsweise die Print-Lastigkeit der ausgewählten Beiträge von Besuchern des Vortrags kritisiert. Da kaum Magazinsendungen aus dem Fernsehen bewertet würden, könne man nicht von einer repräsentativen Beurteilung sprechen. Doch diesen Anspruch hat das Team um Holger Wormer – jedenfalls zu diesem Zeitpunkt – auch gar nicht. Das Portal sei noch in der Versuchsphase und müsse ausgebaut und verbessert werden, so Wormer. Klar sei aber auch, dass ein großer Bedarf an der Qualitätskontrolle im Medizinjournalismus bestehe.

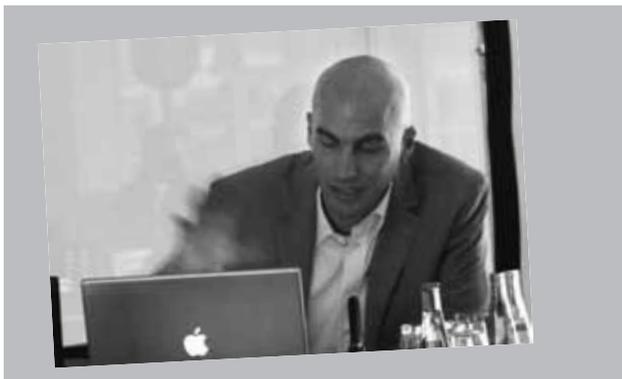
Bedarf würde durchaus auch in anderen Ressorts bestehen, war sich das Publikum einig. Ein „Medien-Politiker“ für die

Politikberichterstattung oder ein „Medien-Volkswirt“ für den Wirtschaftsjournalismus wären wohl auch sinnvoll – nur sinnvollere Namen sollten sich die zukünftigen Betreiber der Portale noch ausdenken.

Annika von Hollen studiert im Master-Studiengang „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Universität Hamburg.

Vergabe des Peter Hans Hofschneider Preises

*Vor seinem Vortrag zeichnete Prof. Holger Wormer die freie Journalistin **Martina Keller** (Hamburg) mit dem Peter Hans Hofschneider Recherchepreis für Wissenschafts- und Medizinjournalismus aus. Der Preis würdigt eine saubere Darstellung wissenschaftlicher Fakten und die Recherche politischer, wissenschaftlicher oder gesellschaftlicher Hintergründe und wird von der Stiftung experimentelle Biomedizin vergeben.*



„Fakes für die Medien – Und wie man nicht darauf hereinfällt“

Mit Marko Dörre (Rechtsanwalt)

Moderation: Albrecht Ude (netzwerk recherche e. V.)

„Wie eine Impfung“

Warum es gut ist, dass Journalisten ab und zu mal bewusst getäuscht werden

Von Laura Fölmer

Am Vormittag des 01.01.2006 erreichte eine Pressemitteilung des Bundes Deutscher Juristen die Redaktion einer großen Nachrichtenagentur. Die Vereinigung bezog darin Position zu den „Folterforderungen des Bundesinnenministers Schäuble“ – und zwar mit folgendem Tenor: „Anlässlich der aktuellen Debatte stellt der BDJ-Vorsitzende und Strafrichter am Bundesgerichtshof Dr. Claus Grötz klar: Das Leben unschuldiger Opfer besitzt einen höheren Wert als die körperliche Integrität von Verbrechern. Wir müssen jetzt Tabus brechen.“ Die Gewinnung von Aussagen mittels leichter Foltermaßnahmen und die Verwertung solcher Aussagen seien zukünftig möglich zu machen, hieß es weiter.

Der Neujahrstag kann sehr nachrichtenarm sein. Und dann solch eine Sensationsnachricht! Etwas Besseres kann einem Journalisten doch gar nicht passieren! Wenn die Nachricht denn nur wahr wäre. Denn Nachrichtenarmut darf keine Rechtfertigung dafür sein, eine Falschmeldung zu verbreiten. Das Resultat: Die Nachrichtenagentur formulierte eine Meldung, mehrere Fernsehsendungen und Online-medien übernahmen die Nachricht ungeprüft. Sie alle fielen auf den Rechtsanwalt Marko Dörre herein, der hinter der Aktion stand.

Unter dem Motto „Fakes für die Medien – Und wie man nicht darauf hereinfällt“ bewiesen er und Recherchetrainer Albrecht Ude mit eindrucksvollen Beispielen, wie leicht es ist, Journalisten mit Falschmeldungen auszutricksen. „Ich sehe mich als politischer Aktivist, der Sie mit den Aktionen darauf aufmerksam machen will, wie schnell so etwas funktioniert“, so Jurist Dörre. „Das soll ein bisschen wie eine Impfung wirken. Beim ersten Mal tut es zwar weh, aber für die Zukunft profitiert man davon.“ Ein passender Vergleich.

Bei seinen Fakes, die Dörre lanciert, achtet er nach eigenen Worten darauf, dass es nur ein paar kurzer Recherchen bedarf, um die Falschinformationen aufzudecken. Die Homepage des Bundes Deutscher Juristen, die Dörre im Übrigen innerhalb weniger Stunden produziert hatte, wirkte deshalb unprofessionell und hatte kein Impressum. Und auch der angebliche Bundesrichter Dr. Claus Grötz, den es nicht gibt, hätte über Google nicht gefunden werden können.

Einige Teilnehmer des Panels wollten diese Begründungen des Rechtsanwalts nicht gelten lassen. „Sie machen uns das Leben doch noch schwerer damit, denn uns bleibt immer weniger Zeit bei der Arbeit – ich finde das unverantwortlich“, kam aus einer Ecke. Widerworte aus dem Plenum folgten, aber auch zustimmendes Nicken. Albrecht Ude erwiderte: „Das kann jetzt doch wirklich nicht ihr Ernst sein. Sie haben eine Pflicht als Journalist diese Arbeit zu machen.“

Innerhalb kürzester Zeit entwickelte sich eine kontroverse Diskussion – die Marko Dörre sich wahrscheinlich gewünscht hatte. Denn genau das ist ja sein Ziel: Journalisten sollen sich Gedanken machen, wie sie ihre Arbeit auszuführen haben. „Ein schlechtes Gewissen lasse ich mir nicht einreden“, betonte der Jurist gelassen. „Und natürlich habe ich im Blick, dass ich nicht allzu großen Schaden anrichte.“ Und mit einem „bösen Brief“, den er von einer Nachrichtenagentur bekommen hatte, könne er auch leben.

Laura Fölmer ist Volontärin der Axel Springer Akademie.



„Datenjournalismus in der Praxis“

Mit Lorenz Matzat (Freier Journalist)
Moderation: Matthias Spielkamp (Projektleiter
iRights.info)

Von der Wetterkarte bis zur Bomben-Grafik

Lorenz Matzat zeigt, wie Datenjournalisten arbeiten

Von Wiebke Ebbing

„Normalerweise müsste Excel das packen.“ Lorenz Matzat, freier Journalist und seit zwei Jahren auch Datenjournalist, klickt, wartet, klickt wieder. Doch es hilft nicht. 35.000 Excel-Zeilen sind offenbar zu viel. Die Datei ist abgestürzt, die interaktive Grafik funktioniert nicht mehr, die Präsentation misslingt – Vorführeffekt. Bevor sich Moderator Matthias Spielkamp einen Witz überlegen kann, hat Matzat das Problem aber behoben und fährt in seinem Vortrag fort.

Die kleine Szene zeigte, mit welchen Problemen Datenjournalisten in der Praxis zu kämpfen haben. Riesige Datensätze, eigensinnige Computerprogramme – Journalisten müssen eine Menge wissen, bevor sie starten können. Die Veranstaltung „Datenjournalismus in der Praxis“ war daher tatsächlich mehr ein Vortrag als ein Workshop. Das stellte Matzat auch zu Beginn klar: „Der Einzige, der hier arbeitet, werde ich sein – zumindest aktiv – und Sie hören und schauen zu.“

Und so hörte das Publikum zu, als Matzat mit der Theorie begann und erzählte, was er unter Datenjournalismus versteht. Von der Wetterkarte, die Datenjournalismus im historischen Sinne sei, bis hin zu aktuellen Beispielen. Dieses Genre haben laut Matzat vor allem der Guardian und die New York Times geprägt. Der Guardian veröffentlichte beispielsweise täglich Datensätze im Datablog. Über interaktive Karten bekämen die Leser umfangreiche Informationen: Matzat zeigte eine Karte, auf der alle Orte, an denen es in Afghanistan in den vergangenen Jahren Bombenanschläge gegeben hat, zusammengetragen wurden.

Datenjournalismus bzw. Data Driven Journalism, der von Daten getriebene Journalismus, ist nach Matzats Darstellung sowohl eine Rechercheform als auch ein Veröffentli-

chungsformat. Es sei die Weiterführung von CAR (Computer Assisted Reporting). Denn während es bei CAR ausschließlich um die Recherche im Datensatz gehe, liege der Schwerpunkt des Datenjournalismus auf der Bereitstellung dieser Daten. Der Idealfall, bei dem dem Publikum auch die Rohdaten zur Verfügung gestellt werden, nennt sich OpenData.

Nach der mit 20 Minuten doch nicht so kurzen Einführung in die Theorie – es ging ja schließlich um die Praxis – folgten konkrete Projekte, die Matzat im Rahmen von OpenDataCity umgesetzt hatte.

Als besonders spannend erwiesen sich die Vorratsdaten vom Handy des Grünen-Politikers Malte Spitz. Dieser hatte seine Daten von der Telekom eingeklagt und der Redaktion von Zeit Online zur Verfügung gestellt. Mit diesen Daten, die zusätzlich mit frei im Netz verfügbaren Informationen aus dem Leben des Nachwuchspolitikers (Twitter, Blogbeiträge und Webseiten) verknüpft wurden, konnte Matzat mit Hilfe eines Programmierers ein halbes Jahr aus dem Leben des Politikers rekonstruieren. Jede einzelne Minute seiner Aufenthalte kann auf der interaktiven Karte nachvollzogen werden (<http://www.zeit.de/datenschutz/malte-spitz-vorratsdaten>). Und da Matzat für OpenData plädiert, hat er auch die Rohdaten in zensierter Fassung bei Google Docs zum Download veröffentlicht.

Matzat zeigte dem Publikum den Rohdatensatz und erklärte, dass er zunächst verstehen musste, was die einzelnen Daten bedeuten. So wurden zum Beispiel die Aufenthaltsorte von Spitz durch die Koordinaten der Funkmasten in der Umgebung ausgegeben. Dass diese Daten alleine nicht reichten, sondern weitere Recherchen nötig waren, um die Daten verstehen und interpretieren zu können, wurde im Vortrag

auch durch Matzats ständiges Wechseln zwischen Plattformen, Excel-Dateien und Google Docs deutlich. Da fiel es nicht gerade leicht, jedem Schritt zu folgen.

Das änderte sich leider auch nicht bei dem nächsten Beispiel, einem Recherche-Werkzeug für Parteispenden, das als „Parteispenden-Watch“ auf taz.de veröffentlicht wurde. Matzat zeigte dem Publikum das Recherchetool für die Spenden seit 1994. Damit können Nutzer herausfinden, wer welcher Partei wann wie viel Geld gespendet hat, über eine Postleitzahlen-Suche können zum Beispiel auch Spender aus der Umgebung auffindig gemacht werden. Eine Karte visualisiert die Verteilung der Spender in Deutschland, geordnet nach Parteien, Personen, Unternehmen oder Summen. Die Liste zeigt, dass zum Beispiel Karl-Theodor zu Guttenberg der CSU im Jahr 2009 knapp 50.000 Euro spendete.

Kurz vor Ende des Workshops erklärte Matzat noch schnell, was ebenfalls im Programm stand: Wie DataWrangler funktioniert. Dieses Tool brauchten sie bei den Parteispenden, denn die Daten lagen nur als PDF-Datei vor. Mit DataWrangler lässt sich daraus ein brauchbarer Datensatz erzeugen, mit dem dann weitergearbeitet werden kann. Matzat betonte: „Man muss den Datensatz verstehen, sortieren und dann schauen, was man daraus macht.“

Viele Begriffe und Programme, viele Klicks am Computer später, gab es sicher noch einige Fragezeichen. Um in der Kürze der Zeit alle Schritte nachvollziehen zu können, brauchte es Vorwissen. Zum Glück verwies Matzat auf seinen Blog www.datenjournalist.de, wo alle Details nochmal nachgelesen werden können.



„Copy, shake & paste – Plagiats-Aufdeckung in GuttenPlag und VroniPlag“

Mit Prof. Dr. Debora Weber-Wulff (HTW Berlin) und „Mompl“ (VroniPlag)

Jagd nach der fremden Quelle

Wie die Fahndung nach falschen Doktoren funktioniert

Von *Josefin Rosenkranz*

Seit die Süddeutsche Zeitung im Februar 2011 über Plagiate in der Dissertation von Karl-Theodor zu Guttenberg berichtete und die Affäre begann, wittern Journalisten immer neue Gelegenheiten, einen „Scoop“ zu landen. Portale wie GuttenPlag und VroniPlag helfen dabei. Die Macher erklärten nun, wie sie arbeiten – theoretisch.

Nach einer Aufzählung der aktuellen Plagiatsvorwürfe, wie sie jüngst gegen Silvana Koch-Mehrin, Veronica Saß – die Tochter von Edmund Stoiber – und Jorgo Chatzimarkakis erhoben wurden, startete das VroniPlag-Gespann, bestehend aus Prof. Dr. Debora Weber-Wulff und „Mompl“, einem VroniPlag-Mitwirkenden, der seinen Namen nicht preisgeben wollte. Sie versuchten zu erklären, wie man sie denn nun anstellt, diese Plagiatssuche. Dafür legten sie fest, was ein Plagiat eigentlich ist: Die „Unterlassung von Quellenhinweisen“ beschreibt es ihrer Meinung nach am besten.

Da sind die „Copy&Paste“-Plagiate, wie sie zum Beispiel in der Arbeit von Karl-Theodor zu Guttenberg zu finden sind. Da sind „Übersetzungsplagiate“, die entstehen, wenn ein Text ohne korrekte Fußnoten übersetzt wird. Beim „Shake&Paste“-Plagiat werden Textstücke aneinander gefügt. Andere Erscheinungsformen sind das „Strukturplagiat“, in dem die Struktur einer anderen Arbeit übernommen wird, und das „Cut&Slide“-Plagiat, bei dem Sätze herauskopiert werden. Für noch unerfahrene Plagiatsjäger gab es wertvolle Tipps. So berichtete Weber-Wulff beispielsweise, dass sie Plagiate am liebsten über Google Books suche. Einfach eine Wortreihenfolge aus der Dissertation eingegeben – und sofort könne man auf die Textquellen stoßen. Auf die Frage, ob es eine taugliche Plagiatserkennungssoftware gebe, folgte Ernüchterung. Keine getestete Software fand, was die VroniPlag-Mitwirkenden – zum Beispiel über Google Books – fanden.

Wann aber sollte man Verdacht schöpfen? Wenn etwas zu nett geschrieben oder ein Stilbruch im Text erkennbar sei, empfahlen die Profis. Man gehe auch anonymen Hinweisen auf mögliche Plagiate nach. Die Plagiatsjäger sehen sich dabei nicht als Pranger, sie „überprüfen nur, was bereits veröffentlicht ist“, so die VroniPlag-Mitwirkenden.

Schuldig blieben die beiden Referenten aber die Antwort, wer die anonymen Hinweise auf Plagiate gibt – und warum? Und wer entscheidet, welche Funde anschließend veröffentlicht werden und welche nicht? Außerdem stellt sich die Frage, wie lange es eigentlich dauert, bis alle Dissertationen, die Politiker aktuell und in den letzten Jahrzehnten eingereicht haben, untersucht wurden. Es dürfte noch einiges zu tun geben für die Plagiatsjäger.

Josefin Rosenkranz ist Volontärin der Axel Springer Akademie.

Wir bedanken uns für die tatkräftige Unterstützung bei der Dokumentation der Jahreskonferenz 2011 bei allen Berichterstatterinnen und Berichterstat-tern sowie bei den Verantwortlichen der Journalistischen Nachwuchsförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung, der JournalistenAkademie der Friedrich-Ebert-Stiftung, der Axel Springer Akademie, des Instituts zur Förderung publizisti-schen Nachwuchses, der Bremer Tageszeitungen AG und des Instituts für Jour-nalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg.



Sisyphos war ein glücklicher Mensch.

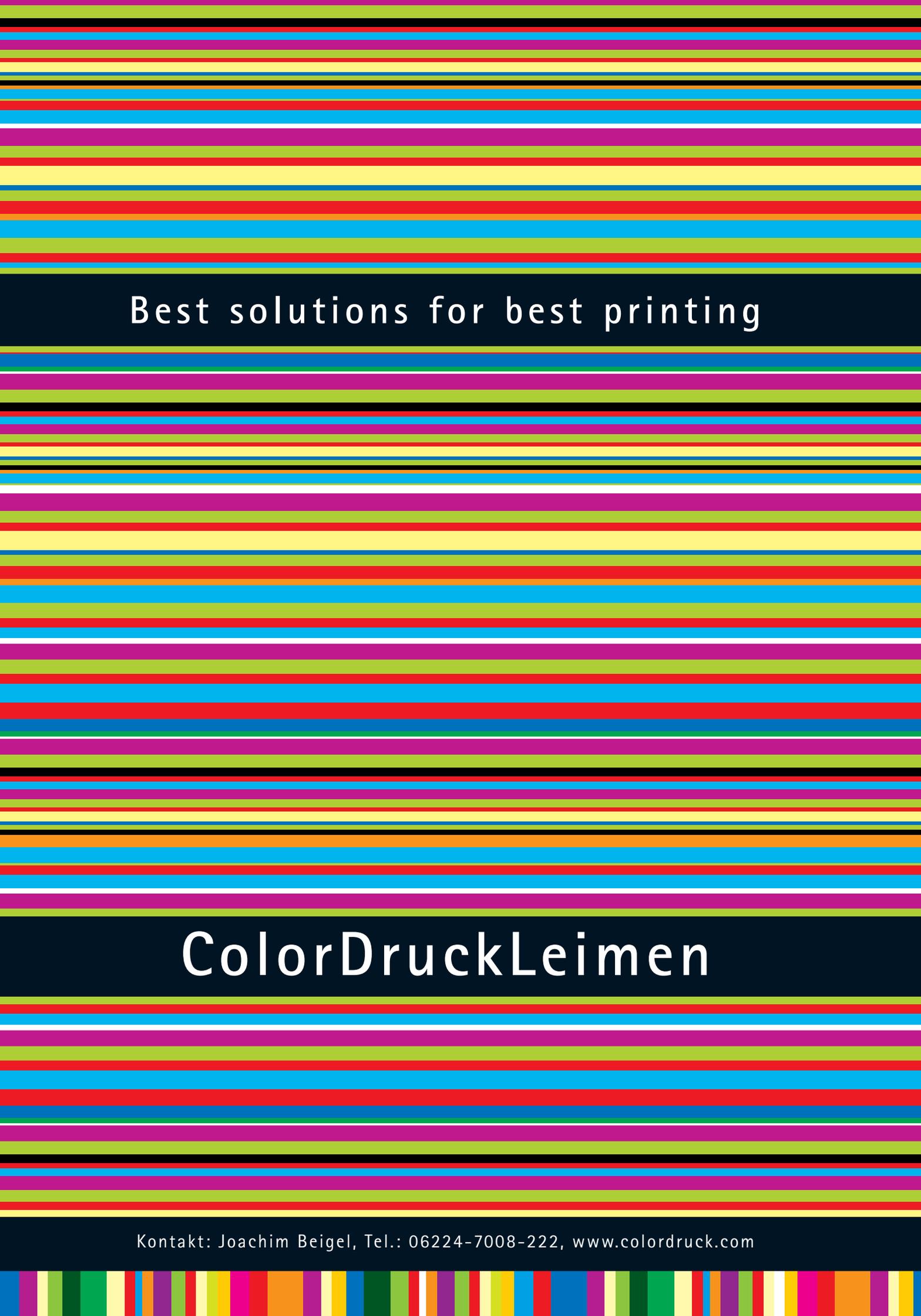
Über:morgen. Qualitäts-Treiber Recherche.

Dokumentation zur Jahreskonferenz 2011 von netzwerk recherche e. V.

-
- Herausgeber** netzwerk recherche e. V.
Geschäftsstelle:
netzwerk recherche, Josetti-Höfe, Rungestraße 22–24, 10179 Berlin
info@netzwerkrecherche.de
www.netzwerkrecherche.de
- Koordination:** Dr. Marcus Nicolini, Thomas Schnedler
- Redaktionelle Mitarbeit:** Günter Bartsch, Benjamin Dombo, Fabian Gartmann, Christine Kröger,
Jochen Markett, Frank Windeck
- Gestaltungskonzept & Artwork** © Nina Faber de.sign, Wiesbaden
Titel und Collagen
- Fotos** Bastian Dincher, Tom Köhler
- Druck** ColorDruckLeimen GmbH

© Berlin/Hamburg im September 2011

Spendenkonto: Sparkasse Köln, Konto-Nr. 69863, BLZ 370 502 99
netzwerk recherche e. V. ist vom Finanzamt Wiesbaden als gemeinnützig anerkannt.



Best solutions for best printing

ColorDruckLeimen

Kontakt: Joachim Beigel, Tel.: 06224-7008-222, www.colordruck.com





„Wir brauchen Journalisten, die Hintergründe transparent machen und zugleich für jeden verständlich formulieren können.“

Die Zielsetzung des Journalistenpreises, den die ING-DiBa einmal im Jahr vergibt, entspricht meiner Vorstellung von einem Wirtschaftsjournalismus, der dem Bürger Urteilskraft über ökonomische Themen verschafft.“

Helmut Schmidt, Bundeskanzler a. D.

DER HELMUT SCHMIDT-JOURNALISTENPREIS 2012

Der Helmut Schmidt-Journalistenpreis wurde erstmals 1996 ausgeschrieben und wird seitdem jedes Jahr für besondere Leistungen auf dem Gebiet der verbraucherorientierten Berichterstattung über Wirtschafts- und Finanzthemen verliehen. Der Preis ist insgesamt mit 30.000 Euro dotiert.

Einsendeschluss ist der 30. Juni 2012.

Nähere Informationen zum Preis und zur Anmeldung finden Sie unter:
www.helmutschmidtjournalistenpreis.de



HELMUT SCHMIDT
JOURNALISTENPREIS

GESTIFTET VON DER
ING DiBa